

Burg Krautheim und die Architektur des 13. Jahrhunderts in Mainfranken

Von Dankwart Leistikow

IV. Grundsätzliches zur Errichtung von Burgen

I. Gründe für den Burgenbau

Wenn sich auch der genaue Zeitpunkt des Burgbaues zu Krautheim nicht angeben läßt, so ist doch mit Gewißheit zu sagen, daß die Edelherrn von Krautheim zunächst in der Ursiedlung, im Dorfe Krautheim links der Jagst, saßen und erst im frühen 13. Jahrhundert auf den Berg jenseits des Flusses zogen, um dort eine Burg zu errichten. Vorher bewohnten sie vermutlich einen befestigten Hof, ein Steinhaus oder eine kleine Burg in Altkrautheim. Welches besondere Moment in diesem und in zahllosen ähnlichen Fällen den Anlaß für den Bau einer größeren Burg und den damit verbundenen Umzug auf die Höhe des Berges gab, ist schwer zu ergründen.

K. Schumm¹ meint, „die Erfahrungen der Kreuzzüge, die Vervollkommnung der Angriffswaffen bewogen dazu, die verhältnismäßig ungeschützten Talburgen auf eine sichere Höhe zu verlegen“. Zweifellos hat die zunehmende Verwendung kleinerer, beweglicher und schneller Kampfeinheiten der Reiterei an Stelle großer Heeresverbände die Entstehung der Burgen als Warten und als Stützpunkte zur Beherrschung begrenzter Landschaftsräume entscheidend gefördert. Als sichere Ausgangsbasis der eigenen Streitkräfte und als Rückzugsort in Fällen der Gefahr bot die Burg dem Verteidiger große Vorteile, denn ihrem Wesen nach ist sie zunächst ein festes Bollwerk innerhalb eines engeren Herrschaftsgebietes. Doch liegt hierin allein nicht der Grund für den Bau der überraschend großen Zahl von Neuanlagen im 12. und 13. Jahrhundert.

Gerade in dieser Periode nämlich, der Entstehungszeit der meisten Ritterburgen, sind in den Methoden von Angriff und Verteidigung keine umwälzenden Fortschritte zu erkennen. Besonders deutlich wird dies aus der Tatsache, daß die Verteidigungseinrichtungen der deutschen Burgen vom 11. bis weit ins 13. Jahrhundert hinein nahezu gleichartig blieben. Auch die Kreuzzüge brachten in dieser Hinsicht weniger neue Errungenschaften als man oft annimmt. Wohl wurde neben der Verbreitung der Armbrust die Abwehr durch Gußerker (Maschikuli) für den Burgenbau seit dem 12. Jahrhundert bedeutsam, aber auch die Gußerker sind aus dem alten Verteidigungsprinzip der Überhöhung des Gegners entwickelt, das den Kampfwert einer mittelalterlichen Burg bestimmt und im Burgenbau bis zur Einführung der Feuerwaffen herrschend blieb. Das Prinzip der Seitenbestreichung der Mauern dagegen, das an den Kreuzfahrerbauten in Syrien bereits zu hoher Vollkommenheit entwickelt war, fehlt bis zum Ende der Stauferzeit auf deutschen Burgen fast völlig. Einzelne Verteidigungswerke, wie etwa der Bergfried, die Schildmauer oder die Toranlage, wurden im Laufe der Zeit gewiß verbessert, vor der Erfindung der Feuerwaffen aber hat sich das Verhältnis der Angriffswaffen zur Verteidigungskraft einer mittelalterlichen Burg nicht wesentlich verändert.

Im Fortschritt der Kriegstechnik allein kann daher der plötzliche Wandel, der sich im Bau einer Höhenburg — mit allen damit verbundenen Unbequemlichkeiten! — äußert, nicht erklärt werden. Gradmann² hatte die Burg als „eigenartigste und bezeichnendste Siedlungsform des Mittelalters“ erkannt und damit im Gegensatz zu der militärisch-strategischen Betrachtungsweise des 19. Jahrhunderts erstmals auch soziologische und siedlungsgeschichtliche Gesichtspunkte für den Burgenbau geltend gemacht. Man kann vielleicht noch weiter gehen und die mittelalterliche Burg als die Wohnform, die repräsentative und befestigte Wohnform des Adels ansprechen.



Abb. 1. Altkrautheim und Krautheim.

In den frühesten Zeiten ist der Burgenbau von den siedlungsgeschichtlichen Vorgängen gar nicht zu trennen, kann überhaupt nur von dort her verstanden werden. Später gewinnen soziologische und rechtliche Gesichtspunkte und Fragen der Repräsentation stark an Gewicht. Bezeichnend ist schon, daß der Schritt von der Talsiedlung zur Burg auf der Höhe bei den einzelnen Geschlechtern zu ganz verschiedenen Zeiten vollzogen wurde. Die alten Grafengeschlechter hatten meist schon im 11. Jahrhundert oder noch früher ihren Sitz auf Höhenburgen, während die Edelfreien erst im Laufe des 12. und frühen 13. Jahrhunderts, die Ministerialen und niederen Ritter oft noch später nachfolgten. In diesem Vorgang deutet sich eine soziologische Differenzierung an, die seit der Stauferzeit ganz besonders deutlich hervortritt, in ihrem Ursprung jedoch weit älter ist: Der Adlige entwuchs der bäuerlichen Umgebung seines angestammten Dorfsitzes und verlangte schließlich nach einer selbständigen, repräsentativen Wohnung auf einer eigenen Burg.

Mit dem Bau der Burg ging erstmals eine wirkliche Trennung zwischen dem landwirtschaftlichen Betrieb des befestigten Gutshofes und der repräsentativen Wohnung in der Burg vor sich. In der älteren Wohnform dagegen, im Bereich des Dorfes, waren diese Funktionen noch untrennbar verbunden; innerhalb der Höhenburg gab es aber gewöhnlich keine landwirtschaftlichen Gebäude, vielmehr lagen diese in einer eigenen Vorburg oder verblieben in der Talsiedlung.³

So wird die Höhenburg als ein Zeichen von Macht und Ansehen, als Ort des Rechtes und der Sicherheit, zum berechneten Ausdruck der Stellung des Burgherrn in der ständischen Ordnung der mittelalterlichen Welt. Der Burgherr hob sich als Angehöriger des Ritterstandes aus dem Volk, als Graf oder Edelherr auch aus der niederen Ritterschaft heraus, er hatte größere Rechte als diese, aber auch höhere Pflichten, er trug ein größeres persönliches Risiko und bedurfte daher auch eines besonderen Schutzes.

Auch die politischen Ereignisse der Zeit trugen entscheidend zu dieser Entwicklung bei. Im Laufe des 12. und frühen 13. Jahrhunderts waren auf den zahlreichen Feldzügen in Italien und im Orient immer mehr Adelsgeschlechter im Dienst für den Kaiser zu Ansehen und wirtschaftlichem Wohlstand gelangt. Auch sie strebten schließlich nach größerer Sicherheit und Macht, nach einem sichtbaren Ausdruck dieser Erfolge im Bau von Burgen, nach einer Repräsentation im Stil ihrer Zeit. Es drängt sich daher der Gedanke auf, daß der Bau einer Burg nicht nur den militärischen Absichten einer Stärkung der eigenen Verteidigungskraft entsprang, sondern in gleichem Maße zu einer Forderung standesgemäßer Repräsentation wurde. Dieser „Drang zur Höhe“⁴ ist namentlich in der späten Stauferzeit besonders groß geworden, als die Zahl der im Dienste des Kaisers stehenden Edelherren und Ministerialen ebenso zunahm wie ihre Aussichten, für treue Gefolgschaft reich belohnt zu werden. Als der Kaiser schließlich in immer stärkerem Maße auf die Hilfe dieser Familien angewiesen war und sich ihre Gefolgschaft oft genug nur durch die Hergabe wichtiger Rechte sichern konnte, waren dem Aufstieg auch niederer Geschlechter kaum noch Grenzen gesetzt.

Die neue, starke Bewertung der auf einer Höhe errichteten Burg kommt auch in der Namengebung zum Ausdruck. Während die älteren Burgnamen meist schlicht auf -burg oder -berg endigen, treten im 12. und 13. Jahrhundert Wortbildungen auf, die ausdrücklich auf die Art des Bauplatzes Bezug nehmen, nämlich Endungen auf -stein, -fels und -eck. Dies gilt besonders für die Burganlagen, die nicht im Anschluß an eine ältere Siedlung entstanden sind.⁵ Auch die Unterscheidung von Burg- und Familiennamen durch Vorsetzen der Silbe „hoh“ oder „hohen“ unterstreicht sinnfällig die Wertschätzung, die der Wohnsitz auf dem Berge im Bewußtsein der Zeitgenossen erfuhr.

Die entscheidende Rolle der Repräsentation im Burgenbau der Stauferzeit zeigt sich schließlich in der Übertragung höfischer Vorbilder auf kleinere Burgsitze. Richtungweisend waren dabei stets die Hofhaltungen des Kaisers, die Pfalzen mit ihren großen Saalbauten, ihren oft zweigeschossigen Kapellen und ihrem reichen bildnerischen Schmuck. Etwas von diesem Glanz auch auf der eigenen Burg zu verwirklichen, war das Ziel aller Gefolgsleute aus der Umgebung des Kaisers, aber auch seiner Gegner, die darin mit dem kaiserlichen Herrn zu wetteifern strebten. So wurde nicht nur der Grundrißtyp der Kaiserpfalzen Hagenau und Gelnhausen in verschiedenen Abwandlungen nachgebildet, auch die schmuckreichen Einzelformen von Palas und Kapelle der Kaiserpfalzen fanden auf kleineren Burgsitzen Nachfolge. Die Nüchternheit militärischen Zweckbauens trat hinter den Ansprüchen höfischer Repräsentation zurück, die Burganlage wurde zu einer bevorzugten Stätte ritterlicher Kunst und Kultur.

Diese weniger militärisch-strategische als soziologische Betrachtung des Burgenbaues wird noch durch folgende Beobachtungen gestützt: Entgegen der weitverbreiteten Annahme der Militärschriftsteller des 19. Jahrhunderts lagen die Burgen vielfach nicht an „strategisch wichtigen Punkten“, etwa an einer Straßenkreuzung,

einem Flußübergang, einem Paß oder einem beherrschenden Punkt der Landschaft, auch nicht im Zentrum des Territoriums des Burgherrn — etwa um eine rasche militärische Einwirkung auf das umliegende Land zu ermöglichen —, sondern ganz einfach am ursprünglichen Wohnort eines mächtig gewordenen adligen Geschlechtes. In Krautheim ist zum Beispiel keine der oben genannten Bedingungen wirklich erfüllt; eine wichtige Straße führte im Mittelalter nicht durch diesen Teil des Jagsttales,⁶ ebensowenig war ein bedeutender Flußübergang oder ein Paß zu sperren, der Bauplatz ist überdies für die Verteidigung — wie fast alle Bergnasen dieser Gegend — gar nicht besonders günstig, da er von dem rückwärtigen Berggelände stark überhöht wird. Die Burg liegt außerdem ziemlich am Rande der weit verstreuten Besitzungen der Herren von Krautheim, konnte also keinesfalls zum Schutz all dieser Güter dienen. Ähnliches gilt für viele Burgen im fränkischen Raum.

Der Burgenbau der Stauferzeit ist daher in seinem Aufstieg wie in seinem plötzlichen Niedergang an die soziologischen und politischen, wirtschaftlichen und repräsentativen Voraussetzungen stärker gebunden, als man bisher annahm: Der Zuwachs an Besitztum und weltlicher Macht ließen das Bedürfnis nach einem wehrhaften Burgsitz aufkommen, der Verlust dieser Güter führte zum Abstieg von der Höhe, zurück in die dörfliche (später städtische) Umgebung der Gemeinwesen, den Ausgangspunkt der glanzvollen Entwicklung. Die Burg Krautheim bietet hierfür ein lehrreiches Beispiel.

2. Einordnung der Burg Krautheim in den staufischen Burgenbau

Im Zusammenhang seiner Untersuchungen über die staufischen Burgen hat W. Hotz⁷ die Burg Krautheim als „Reichsburg“ dem „Flußviereck zwischen Main, Neckar, Jagst und Tauber“ zugeordnet und damit einem der von ihm herausgestellten staufischen Burgensysteme eingefügt.

Die geopolitische und strategische Bedeutung der Burgen, vor allem der Burgen der Stauferzeit, ist erst in neuerer Zeit untersucht worden und hat — etwa im Hinblick auf die Institution der Reichsministerialität — zu wertvollen Erkenntnissen geführt. Die planmäßige Anlage von Burgen zur Sicherung bestimmter Landstriche kann gerade für die Stauferzeit nicht bezweifelt werden, dennoch ist nicht jede Burg im staufischen Einflußgebiet als „Reichsburg“ anzusprechen oder einem zentral gelenkten Verteidigungssystem zuzuweisen. Die Annahme von Burgenlinien, -ketten und -ringen, überhaupt die Zusammenordnung zu weitgespannten Systemen, ist meist nicht ohne Zwang möglich und zeigt sich zudem oft von modernen strategischen oder festungstechnischen Gedanken beeinflusst. Die Probleme sind jedoch vielschichtiger und dürfen nicht losgelöst von den Rechtsverhältnissen der in staufischer Zeit bereits zu großer Machtfülle herangewachsenen Territorialherren betrachtet werden. Überhaupt sind die rechtlichen Fragen des Burgenbaues, die wirtschaftlichen Voraussetzungen und auch die Stellung der Burgherren in der Gesellschaftsordnung ihrer Zeit noch keineswegs völlig geklärt, hier hätte vielmehr eine neue Betrachtung des Burgenbaues anzusetzen.

In der Frage der staufischen Reichsburgen ist zunächst eine Klärung der Begriffe notwendig. G. Schlag⁸ hat erstmals Kaiserpfalzen und Reichsburgen von der großen Zahl sonstiger Burganlagen begrifflich zu trennen versucht. Nach seiner Definition hebt sich die Reichsburg „eigentumsrechtlich und durch die Einordnung in einen höheren politisch-strategischen Zusammenhang“ aus den übrigen Burgen

heraus. Sie wird zum Schutz des Reichsbesitzes erbaut und gehört dem Reich. Schlag betrachtet sie daher mit gewissem Recht als „Glied eines strategischen Systems, das vom Kaiser aufgebaut wird“.

Im Bereich des Hohenloher Landes hat sich um diese Fragen besonders K. Schumm verdient gemacht.⁹ In seiner Arbeit über die Burg Leofels an der Jagst hat er die soziale und rechtliche Stellung der Inhaber von Reichsburg, der Ministerialen, näher bezeichnet und einerseits gegen die Edelfreien und Grafen, andererseits gegen den sogenannten Dienstadel abgegrenzt: Die Ministerialen waren im Dienst des Reiches oder des Kaisers zu Ansehen und Wohlstand gelangt und genossen das besondere Vertrauen der Staufer. Sie wurden als Beamte des Reiches auf den vom Kaiser oder in dessen Auftrag errichteten Burgen eingesetzt und entstammten zum Teil alten Adelsgeschlechtern, waren oft aber auch im Dienst für den Kaiser aus dem Ritterstand zum Grundadel aufgestiegen.

Die Kennzeichen der „Reichsburg“ sind also in erster Linie rechtlicher Art, sie charakterisieren die Burg als Gegenstand der mittelalterlichen Rechtsauffassung ebenso wie die Stellung ihrer Burgherren in der ständischen Ordnung der Zeit.

Mit diesen Rechtsverhältnissen stimmt eine weitere Beobachtung von Schumm überein: Die Reichsburg steht oft ohne eine dazugehörende Talsiedlung in der Landschaft, die Ministerialen nennen sich nicht mit dem Namen dieser Burg, nehmen ihn vielmehr gelegentlich erst später an.

Alle diese für Reichsburg gültigen Voraussetzungen treffen in Krautheim nicht zu. Die Herren von Krautheim waren Edelfreie und trugen ihren Namen von der Ursiedlung, dem Dorf Krautheim. Sie errichteten auf eigenem Grund und vermutlich auch aus eigenen Mitteln eine Höhenburg. In ihrer Stellung waren sie — ebenso wie die Grafen — durchaus unabhängig und auch dem Bischof von Würzburg, der seit 1168 die Herzogswürde in Franken trug, nicht lehenspflichtig. Ihre Burg wurde von keinem Reichsbeamten verwaltet, kann daher auch nicht als „Reichsburg“ bezeichnet werden.

Zur Frage, ob die Herren von Krautheim ohne Mitwirkung des Kaisers überhaupt eine Burg bauen durften, muß schließlich die Entwicklung der Rechtsgrundlagen des „ius munitionis“, des Befestigungsrechtes, herangezogen werden.

Ursprünglich war der Burgenbau ausschließlich Recht des Königs, später ein durch den Grafen ausgeübtes Königsrecht. Schon seit dem 11. Jahrhundert verwischten sich jedoch diese Rechtsgrundsätze, und im 12. Jahrhundert hat im allgemeinen bereits der hohe Adel das Befestigungsrecht ausgeübt oder doch für sich in Anspruch genommen. E. Schrader¹⁰ meint sogar, daß jeder Graf, gleichgültig ob er seine Grafschaft direkt vom Reich oder von einem Fürsten als Lehen innehatte, seit dem Ende des 12. Jahrhunderts in anerkanntem Besitz dieses Rechtes war. Offenbar übten im 13. Jahrhundert auch die Edelfreien das Recht des Burgenbaues uneingeschränkt aus und übertrugen es sogar später dem Dienstadel. Keinesfalls wurde diese Entwicklung der Rechtsverhältnisse erst durch die Fürstenprivilegien Kaiser Friedrichs II. von 1220 rechtlich anerkannt oder gar heraufgeführt, vielmehr brachte dieses Gesetz, ebenso wie später das „statutum in favorem principum“ von 1231/32, lediglich die reichsgesetzliche Festlegung bestimmter „von den Territorialherren zum großen Teil usurpierter Gewohnheitsrechte“.¹¹

Auch die Edelherren von Krautheim müssen im Besitz des Befestigungsrechtes gewesen sein; Kraft von Krautheim erbaute zum Beispiel um 1250 die Burg Lichteck bei Ingelfingen. Überdies durften sie auf die Förderung ihrer Inter-

essen durch den Kaiser rechnen, denn die Familie stand dem staufischen Kaiserhaus und anderen der staufischen Sache verbundenen Geschlechtern sehr nahe. Der Kaiser wußte sich durch Zuwendungen aller Art und durch die Vergabe von Rechten der Hilfe dieser mächtigen Familien zu versichern und konnte daher im Ernstfall auch auf die Verteidigungskraft ihrer Burgen zählen. Die Staufer förderten den Burgenbau durch die Verleihung von Königsgut, traten aber keineswegs in allen Fällen selbst als Bauherren auf.

Unter diesem Gesichtspunkt verliert der Gedanke der teils nach strategischen, teils nach geographischen Begriffen geordneten staufischen Burgensysteme des Mittelrheingebietes an Überzeugungskraft. Bemühten sich die staufischen Herrscher auch um die planmäßige Sicherung ganzer Landschaftsräume, so standen diesem Vorgehen doch so viele territoriale Gewalten und Rechte gegenüber, daß der Kaiser keineswegs überall selbständig handeln konnte, sondern die ansässigen Territorialherren fördern mußte, um seine politischen Ziele durchzusetzen. Es entstanden so die zahlreichen Burgen, die in bunter Folge die Talränder von Neckar, Main, Jagst, Kocher und ihrer Nebenflüsse beherrschten und die oft genug so dicht beieinander liegen, daß sie militärisch nur hätten wirksam werden können, wenn ein einheitlicher Wille ihre Verteidigung gelenkt hätte. Dies war aber fast unmöglich. Dem großräumigen imperialen Denken und Planen des Kaisers standen auf der anderen Seite immer mehr räumlich eng umgrenzte Sonderinteressen gegenüber, die das Entstehen zahlreicher „privater“ Burgen förderten. Ein einheitliches, nach Gesichtspunkten der Beherrschung größerer Landesteile geplantes Burgensystem konnte daher in der spätstaufigen Zeit nicht mehr geschaffen werden.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: Die Burg Krautheim ist keine „Reichsburg“ und ist nicht als Glied eines größeren Burgensystems entstanden.

V. Baubeschreibung der Burg

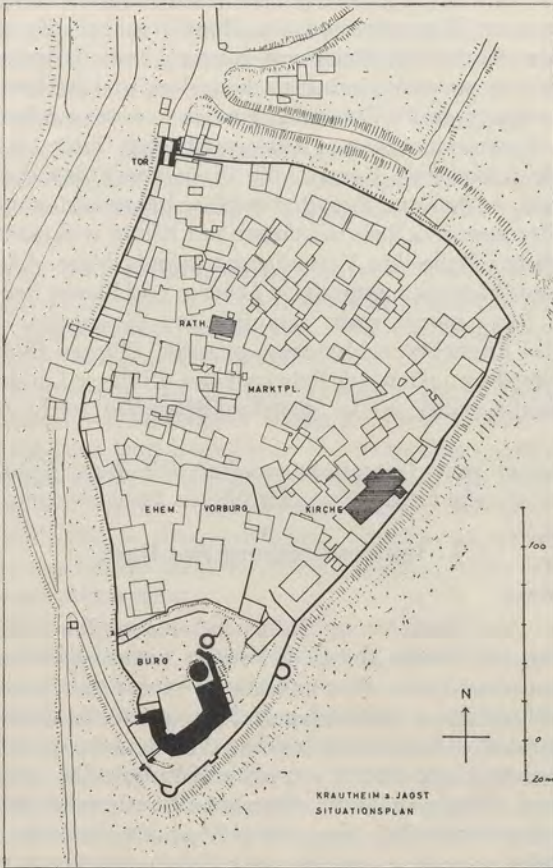
I. Die Gesamtanlage

Der Bergsporn des Krautheimer Höhenrückens wird im Osten und Süden durch das Jagsttal, im Westen durch den tiefen Einschnitt eines Seitentälchens begrenzt. Die äußerste Spitze dieses Geländes wurde durch einen etwa 20 m breiten, heute größtenteils verschütteten Halsgraben als Bauplatz der Burg vom Bergmassiv abgetrennt. Der alte Bering hat die Form eines Quadrates mit abgestumpften Ecken und eine Größe von etwa 1750 qm. Der Zugang zum Burgbezirk ist auf zwei Wegen möglich: über den Krautheimer Höhenrücken oder über einen schmalen und steilen Weg, der sich an der Westseite des Burgberges vom Tal emporzieht.

Die Burganlage besteht in ihrem heutigen Zustand aus zwei deutlich voneinander geschiedenen Bauteilen: aus der Ruine der staufischen Burg des 13. Jahrhunderts mit rundem Bergfried, Rest der Schildmauer, Palas und Burgkapelle und aus dem westlich an die Kapelle anschließenden, noch heute bewohnten Schloßgebäude des 17. und 18. Jahrhunderts mit achteckigem Treppenturm und westlich vorspringendem Risalit.

Der Bergfried steht frei hinter der Schildmauer am höchsten Punkt des Burggeländes, mit dem Palas durch eine Brücke verbunden. Palas und Kapelle liegen in stumpfem Winkel zueinander an der Ost- und Südseite. Das Schloßgebäude folgt dem Zug der alten Umfassungsmauer, indem es sich an der Süd- und Westseite mehrfach geknickt um den in spitzem Winkel eingeschlossenen Treppenturm

herumzieht. Der ehemalige Burggraben ist in seinem nördlichen und westlichen Teil aufgefüllt und als Schloßgarten hergerichtet. Endlich gehören die mit den Mauerzügen der Stadt Krautheim verbundenen Außenanlagen mit den beiden Turmbauten an der Südseite und dem westlichen Torbogen sowie der in den Graben vorgeschobene Rundturm zum Bereich der Burganlage. Das alte Vorburggelände, das an der Stelle des heutigen Kreisaltersheimes gesucht werden muß, lag bereits jenseits des Halsgrabens auf dem Krautheimer Höhenrücken, ebenso das sogenannte „Lindenhaus“ mit dem alten Zehntkeller.

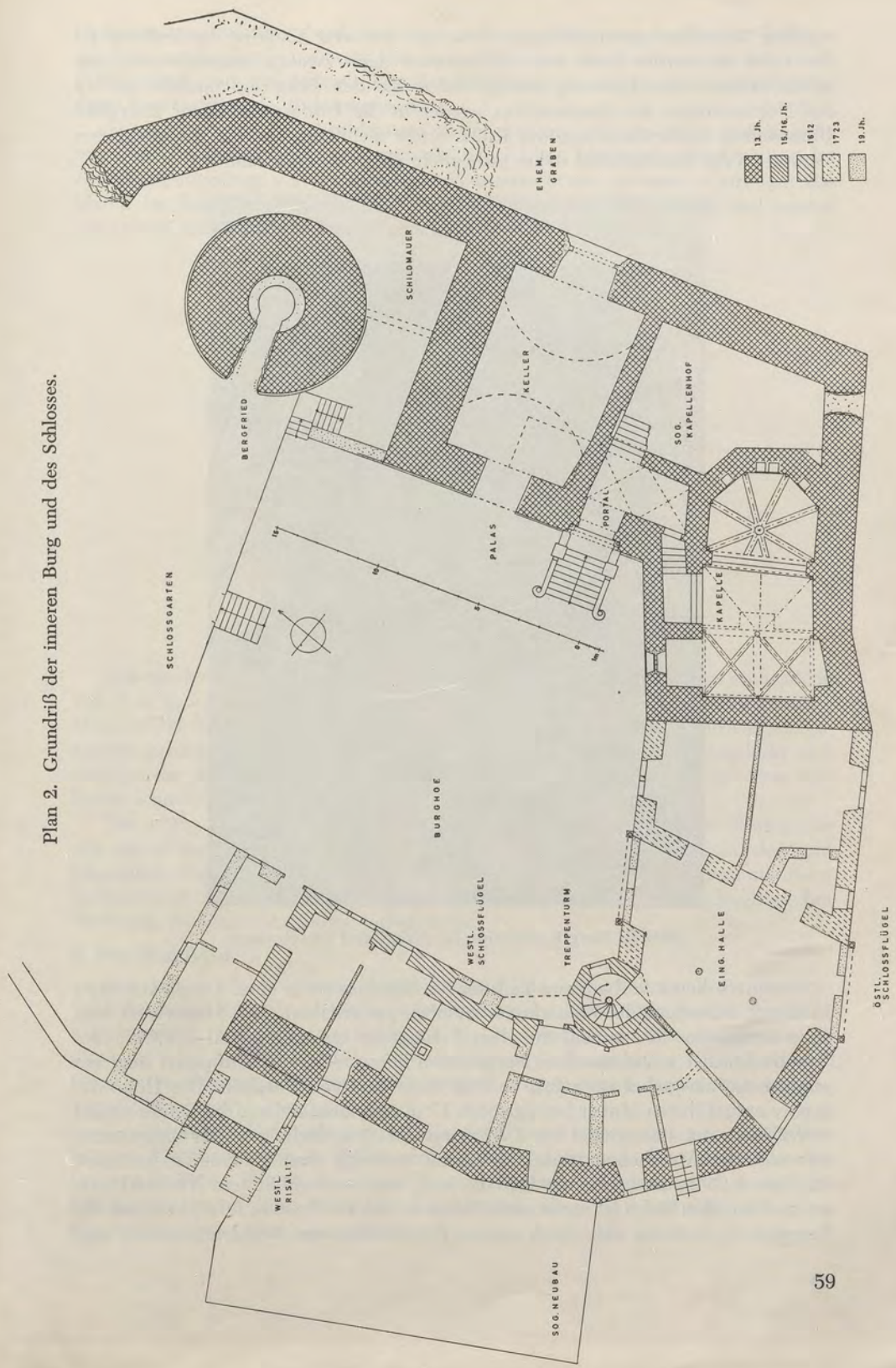


Plan 1. Lageplan von Burg und Stadt Krautheim.

2. Die Schildmauer

Eine starke und hohe Umfassungsmauer schloß ursprünglich die gesamte innere Burg ein. Sie war in annähernd gleicher Höhe und Stärke als „Mantelmauer“ ausgebildet und diente allen Burggebäuden zur Außenwand und als Schutz gegen Angriffe. Ihr Verlauf ist noch heute in der Außenmauer von Palas und Kapelle, teilweise auch im Schloßgebäude zu verfolgen; vor allem aber hat sich an der Nordostseite ein Teil der eigentlichen „Schildmauer“ erhalten. Dort wurde die Mauer an ihrer Innenseite nicht von Burggebäuden in Anspruch genommen, sondern war als Schild gegen die Angriffsseite freistehend aufgemauert und mit

Plan 2. Grundriß der inneren Burg und des Schlosses.



eigenen Verteidigungseinrichtungen versehen. Sie setzt zunächst die Außenwand des Palas in gerader Linie fort und verläuft dann zweimal stumpfwinklig geknickt in westlicher Richtung weiter, indem sie den Bergfried umfaßt und an der Nordwestecke des Burgbezirkes wieder in die Umfassungsmauer übergeht. Unmittelbar hinter dem zweiten Knick bricht sie heute ab, ihr ursprünglicher Verlauf an der Nordseite ist daher nicht mehr sicher zu erkennen.

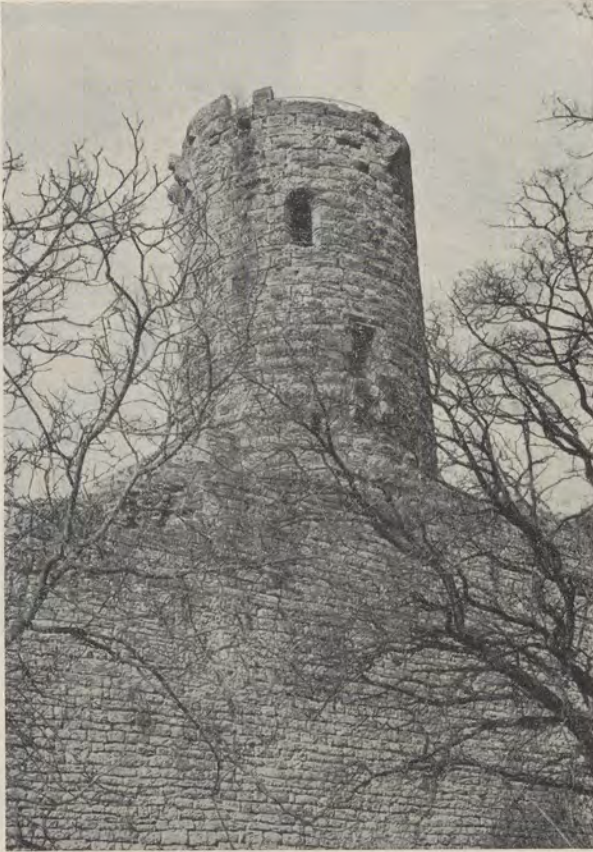


Abb. 2. Burg Krauthcim, Bergfried und Schildmauer.

Der noch heute vorhandene Teil der Schildmauer ist in einer Länge von etwa 18 m mit Ausnahme der Mauerkrone ziemlich gut erhalten. Das Mauerwerk sitzt ohne besonderes Fundament auf dem Felsen, der im oberen Teil des Geländes in beträchtlicher Höhe aus dem Burgplateau heraustritt. Der Fußpunkt liegt am nördlichen Palasgiebel etwa 2,50 m über dem heutigen Burghof. Die Höhe der massiv aufgeführten Mauer beträgt noch 17 m über dem Felsen, die Stärke nimmt von 2,20 m am Palasgiebel bis 2,70 m an der Bruchstelle zu. Als Baumaterial diente harter Muschelkalkstein; die Steine sind mit dem Hammer zugerichtet, 0,20 bis 0,25 m hoch, bis zu 0,80 m lang und in sorgfältigem Verband versetzt. Ihre Oberfläche ist meist rauh belassen, ein Randschlag fehlt, lediglich die Eckquadern zeichnen sich durch exakte Bearbeitung aus; Steinmetzzeichen sind

im Gegensatz zum Bergfried nirgends zu finden. Zwischen den beiden äußeren Schalen besteht das Mauerwerk aus unregelmäßigen Kalkbruchsteinen, kleineren Steinbrocken und viel Mörtel. Die Bruchstelle der Mauer an der Nordecke läßt diese Konstruktion deutlich erkennen.

Die Fortsetzung der Schildmauer in der Außenwand von Palas und Kapelle zeigt im Hinblick auf die Mauertechnik die gleichen Merkmale; die Qualität der Arbeit ist allerdings an der Süd- und Westseite etwas geringer. Dort tritt die Mauer im Zuge der Schloßwand wieder hervor, spätmittelalterliche und neuere Umbauten haben jedoch ihren Wehrcharakter stark beeinträchtigt.



Abb. 3. Burg Krautheim,
Mauerwerk der Schildmauer.

Die einzige Öffnung der Schildmauer findet sich an der Ostseite in einer Höhe von 3 m in Form einer Kammer von 1,26 m Breite, die fast durch die gesamte Mauerstärke hindurchreicht und sich nach dem Graben in einem flachen, waagerechten Schlitz öffnet. Die Mauernische ist innen mit Holzbohlen überdeckt und auch an der Außenseite verändert. Möglicherweise handelt es sich um eine verbaute Schießkammer für Bogen- oder Armbrustschützen.

Der obere Abschluß der Schildmauer ist leider nirgends erhalten. Vermutlich war ein offener Laufgang mit Brüstungsmauer und Zinnen angebracht, der vom Obergeschoß des Palas erreichbar war. Ob dieser Gang um die gesamte Burg herumführte, ist nicht sicher zu entscheiden; das Beispiel von Reichenberg bei Backnang legt diese Annahme jedoch nahe.

3. Der Bergfried

Der kreisrunde Bergfried, das mächtigste und besterhaltene Verteidigungswerk der Burg, kann als hervorragendes Zeugnis staufischer Wehrbaukunst gelten. Sein strenges, technisch wie ästhetisch gleich vorzügliches Mauerwerk besticht durch die Schönheit des Materials und die Sorgfalt der Ausführung; die zylindrische Gestalt des Turmes steht in wirkungsvollem Gegensatz zu der kubisch ernsten Umrißform von Palas und Kapelle.

Der Bergfried diente als Ausguck für den Turmwächter, als letzter Zufluchtsort der Burgbesatzung in Fällen dringender Gefahr und als Verlies für Gefangene.¹² Seine Bauart und seine Verteidigungseinrichtungen sind ausschließlich aus diesen Aufgaben entwickelt und unterscheiden sich daher nicht wesentlich von anderen Beispielen dieses Bautypus.

Der kreisrunde, fünfgeschossige Turm nimmt die höchste Stelle des Burgbezirks nahe der Nordecke ein und erhebt sich 1,65 m von der Schildmauer, 3,10 m von der Nordwand des Palas entfernt als Bollwerk gegen die Angriffsseite. Der Durchmesser beträgt am Turmfuß 8,20 m, in Höhe der Plattform 7,80 m, die Höhe heute etwa 30 m. Der 1,50 m hohe Sockel ist auf den gewachsenen Felsen aufgemauert und besteht aus lagerhaften Bruchsteinen von Muschelkalk. Ohne Vermittlung durch ein Sockelprofil steigt darüber nach einem geringen Rücksprung das vorzügliche Mauerwerk aus Kalktuff in großen Buckelquadern auf. Die Schichthöhen betragen durchschnittlich 0,60 m und nehmen nach oben hin etwas ab. Am Turmfuß finden sich einzelne Steine von gewaltigen Abmessungen.

Die Tuffquadern sind an ihrer Ansichtsseite mit einem sauberen, 4 bis 6 cm breiten Randschlag versehen und tragen kissenförmig bearbeitete, weit vor die Mauerflucht vorspringende Buckel. Viele Steine besitzen große, scharf ausgehaufene Steinmetzzeichen, unter denen besonders 3 Formen (→, + und Z) häufig wiederkehren. Die Zeichen sind infolge des löcherigen Steinmaterials sehr groß und eigentümlicherweise nur im unteren Teil des Turmes (an der Ostseite) und im Bergfriedeingang zu finden. Die Konstruktion des Mauerwerks ist die gleiche wie an der Schildmauer: Zwischen den Schalen aus sorgfältigen Quadern sind im Inneren Kalkbruchsteine mit reichlich Mörtel verwendet. Die äußere Schale bilden große Tuffquadern, die innere Schale im unteren Teil des Turmes kleine, lagerhafte Kalksteine, oberhalb des Verlieses glatt behauene Tuffquadern. Der Mörtel ist gelblichweiß, enthält ziemlich viel Sand mit kleineren Steinen und ist von sehr unterschiedlicher Qualität.

Das etwa 10 m hohe, lichtlose Verlies im unteren Teil des Turmes ist im Grundriß kreisrund bei einem Durchmesser von 2,65 m und einer Mauerstärke von 2,80 m. In der Sockelzone springt die Mauer in Form einer umlaufenden Bank von 0,50 m Breite allseitig vor. Der ebenerdige Eingang an der Westseite entstammt neuerer Zeit. Eine Balkendecke auf einem Mauerrücksprung trennt das Verlies von dem darüberliegenden Eingangsstockwerk, das einen regelmäßig sechseckigen Grundriß besitzt und etwa 5,50 m hoch ist. Es enthält die über einen kurzen Gang erreichbare Eingangstür des Bergfrieds, die nach Südwesten hin — der Angriffsseite abgewendet — 10,50 m über dem Turmfuß angebracht ist. Das Türgewände ist aus fein geglätteten gelben Sandsteinquadern gebildet und im Inneren mit einer gut erhaltenen Verschlusseinrichtung versehen, bestehend aus winkelförmiger Nut und quadratischem Balkenloch zum Einsetzen des Verschlusbalkens.

An der Außenmauer treten unterhalb der Türschwelle beiderseits starke Sandsteinkonsolen hervor, denen oberhalb der Tür Tuffsteinkonsolen und darüber eine flach hervortretende Steinplatte entsprechen. Die Anlage deutet auf einen hölzernen Vorbau, der über der Tür mit einem Pultdach an die Mauer anschoß und unterhalb der Schwelle ein Standbrett aufnahm. Den Eingang erreichte man vom Hof aus über eine Strickleiter oder mit Hilfe der Seilwinde. Die heute vorhandene Steinbrücke zum obersten Palasgeschoß entstammt vermutlich dem späten Mittelalter; ursprünglich scheint man keine direkte Verbindung zum Palas gewünscht zu haben, denn die Achse der Eingangstür weist zum Burghof hin und nicht zu dem benachbarten Gebäude.

Der kurze Gang in das Turminnere ist flachbogig überwölbt; das Mauerwerk zeigt hier zahlreiche Steinmetzzeichen, zum Teil in den gleichen Formen wie an

der Außenwand; auch die Sandsteine des Türgewändes tragen Zeichen, darunter das „S“, das sonst nirgends wiederkehrt. Mörtel Spuren am Mauerwerk verraten, daß Wände und Decke des Ganges (überhaupt wohl das gesamte Turminnere) mit Kalkmörtel verputzt waren. In den gelblichweißen Putzuntergrund wurde ein Fugennetz von Quadersteinen eingetieft und in rotbrauner Farbe mit breitem Pinsel nachgezogen.

Der weitere Aufstieg zur Plattform führt heute über eichene Blocktreppen, die im 19. Jahrhundert ohne Rücksicht auf die alte Geschoßteilung angelegt wurden; vorher waren die Stockwerke durch Leitern oder steile Treppen miteinander verbunden. Das dritte Geschoß ist wieder kreisrund und etwa 4,50 m hoch, seine Balkendecke ruht auf einem Mauerrücksprung. Das stattliche Doppelfenster nach dem Burghof zu und die Abtrittanlage lassen hier das Hauptgeschoß des Turmes vermuten, das auch zu längerem Aufenthalt benutzt werden konnte. Das Doppelfenster liegt in tiefer Mauernische, der an beiden Seiten in der Mauer ausgesparte Sitzbänke angegliedert sind. Nach außen zeigt sich eine große Rundbogenblende, die zwei kleinere spitzbogige Fensteröffnungen umschließt. Die Gewände sind zweifach abgetrept und sorgfältig gearbeitet, am Mittelposten ist die Vorrichtung für einen inneren Ladenverschluß noch gut erhalten. Der Abtrittker ist auf geradem Gang durch die Mauerdicke erreichbar und ruht auf großen Tuffkonsolen. Eine Seitenwand und die Frontseite des Erkers fehlen, sind aber un schwer zu rekonstruieren.

Im vierten Geschoß wurden bei gleichbleibender Mauerstärke sechs große Tuffsteinkonsolen zur Aufnahme der Deckenbalken notwendig; sonst verdient hier einzig das vorzüglich konstruierte Kugelgewölbe betrachtet zu werden, das die obere Plattform des Turmes trägt. Das Gewölbe ist in Ringschichten aufgemauert und mit einem kreisrunden Schlußstein im Scheitelpunkt versehen. Die Treppe zur Plattform wird von hier in der Mauer weitergeführt, der Zugang durch ein großes spitzbogiges Fenster von 0,60 m Breite und 1,86 m Höhe erhellt.

Der obere Abschluß des Turmes ist nicht mehr erhalten. Die heutige offene Plattform kann nicht als Wehrplatte angesehen werden, sondern trug vermutlich die alte Turmstube, die außer dem Stand für den Ausguck die wichtigsten Verteidigungseinrichtungen des Turmes enthielt. Es sind dies drei Gußker, deren äußere Konsolen und Eingänge vom Turminneren noch deutlicher erkennbar sind. Die Erker wurden in den Drittelpunkten des Grundrißkreises angeordnet, so daß der erste den engen Durchgang zwischen Bergfried und östlicher Schildmauerhälfte, der zweite die entsprechende Stelle im Norden und der dritte den Bergfriedeingang deckte. In ihrer Bauart ähneln sie dem besser erhaltenen Abtritt im dritten Geschoß und waren vermutlich ganz aus Tuffstein gebildet. In diesen steinernen Gußkern muß man eine Errungenschaft der Kreuzzüge sehen, denn äußere Galerien und Verteidigungsgänge wurden damals in Deutschland meist noch aus Holz hergestellt.

Der Treppenanatz auf der Turmplattform in Höhe von etwa 2 m erweist sich als Rest eines alten Aufganges zum Dachraum, der oberhalb der Turmstube noch vorhanden war. Von dort boten Fenster oder Luken einen umfassenden Ausblick über den Krautheimer Höhenrücken und die umliegenden Berge, die heute nicht mehr völlig eingesehen werden können.

4. Der Palas mit dem Palasportal

Der Palas, das Hauptwohngebäude der Burg, nimmt den östlichen Teil des Burgbezirkes zwischen dem Bergfried und dem Chor der Kapelle ein. Zusammen

mit der Kapelle bildet er die östliche Begrenzung des Hofraumes und einen geschlossenen Hintergrund für die reiche Entfaltung des großen Palasportales. Seine im 19. Jahrhundert abgetreppte Mauerkrone bestimmt als einprägsames Motiv entscheidend die Wirkung des Krautheimer Burghofes.

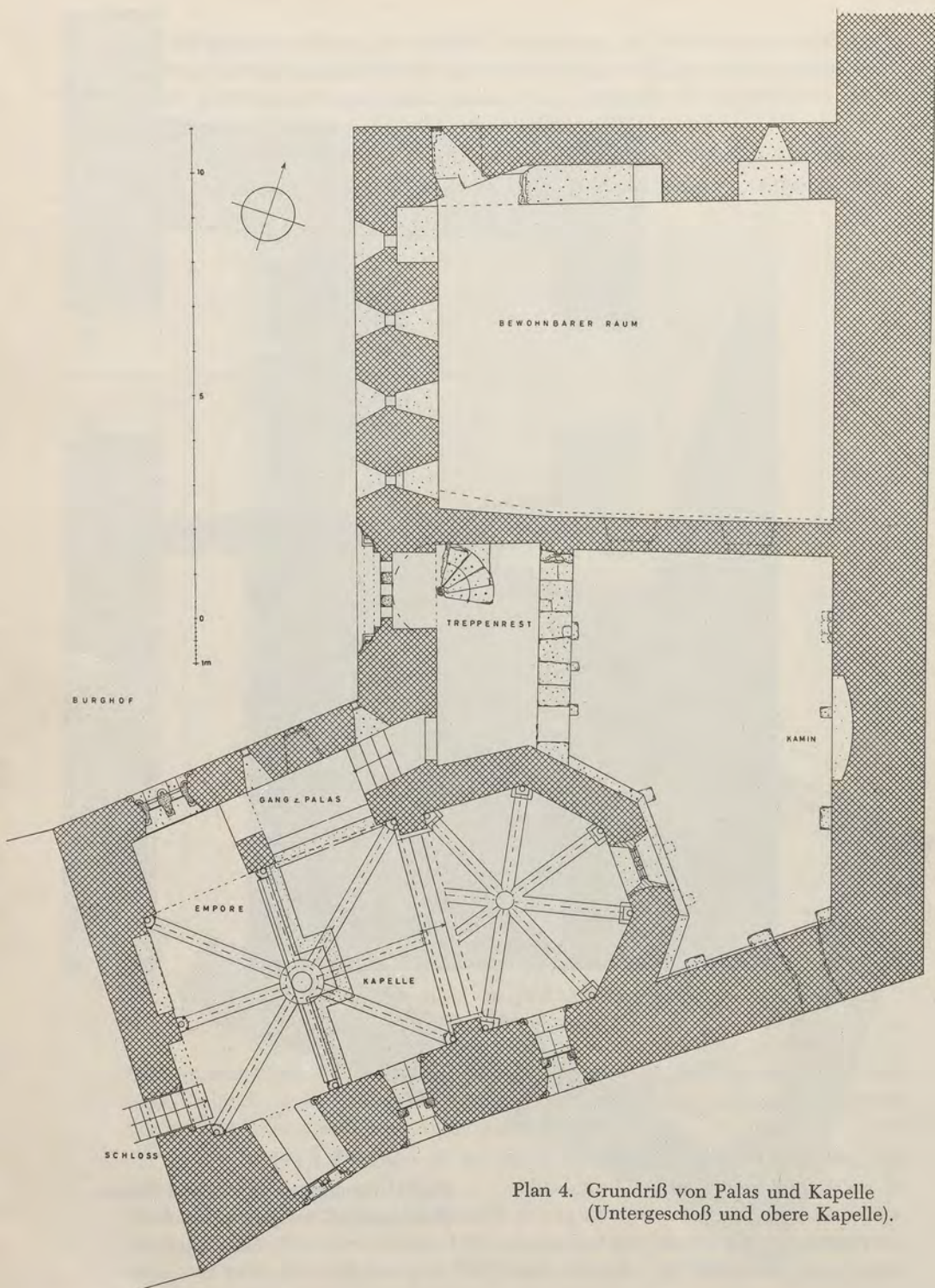
Der Palas benutzt die hohe Umfassung der Burg als Außenmauer und wird nur gegen Norden und Westen durch eigene Wände begrenzt. Seine Hofwand



Abb. 4. Burg Krautheim, Burghof mit Bergfried, Palas und Kapelle.

stößt in stumpfem Winkel an die Kapelle, und auch im Inneren ergibt sich eine enge Verbindung der beiden Bauten, indem sich der Palassaal über den Altarraum der Kapelle bis zur südlichen Außenwand hinzieht.

Im Grundriß des Palas ist der nördliche selbständige vom südlichen, mit der Kapelle verbundenen Teil zu unterscheiden. Die Grundform des Baues ist etwa rechteckig, die Südwand folgt aber der in stumpfem Winkel geknickten Umfassungsmauer. Nur die Nord- und Westwand sind von der Zerstörung weitgehend verschont geblieben, die übrigen Teile sind verbaut oder überhaupt abgetragen.



Plan 4. Grundriß von Palas und Kapelle
(Untergeschoß und obere Kapelle).

Der Palas besaß 4 Geschosse, deren Einteilung im Inneren an den noch vorhandenen Konsolen und an den Fensteröffnungen deutlich ablesbar ist:

1. Ein niedriges Kellergeschoß mit großem, tonnengewölbtem Raum (nur im nördlichen Teil);
2. ein Untergeschoß, das sich nach dem Hof in vier schmalen Scharfenfenstern öffnet und auch das Palasportal aufnimmt;
3. ein Saalgeschoß mit eigenem Zugang an der Nordseite und Resten der Fensterarkatur nach Süden;
4. ein Obergeschoß, das sich über Palas und Kapelle hinzog und vermutlich Wohnräume enthielt.

Das Kellergeschoß zeigt wenig Besonderheiten, nur der große gewölbte Kellerraum im nördlichen Palasteil beansprucht einiges Interesse. Bei einer Breite von 6 m und 3,30 m Höhe geht er durch die gesamte Tiefe des Bauwerkes hindurch. Etwa 1,50 m über dem Boden setzt die im Segmentbogen geschlossene Tonne an, die den gesamten Raum überspannt; in der Südwestecke bezeichnet eine mit Brettern abgedeckte Öffnung im Gewölbe einen alten Einstieg von oben her. Der hofseitige Eingang des Kellers ist im 19. Jahrhundert verändert worden, der mit einem Backsteinbogen überwölbte Durchbruch durch die Schildmauer (zum sogenannten „Lindenhof“) wurde damals überhaupt erst geschaffen.

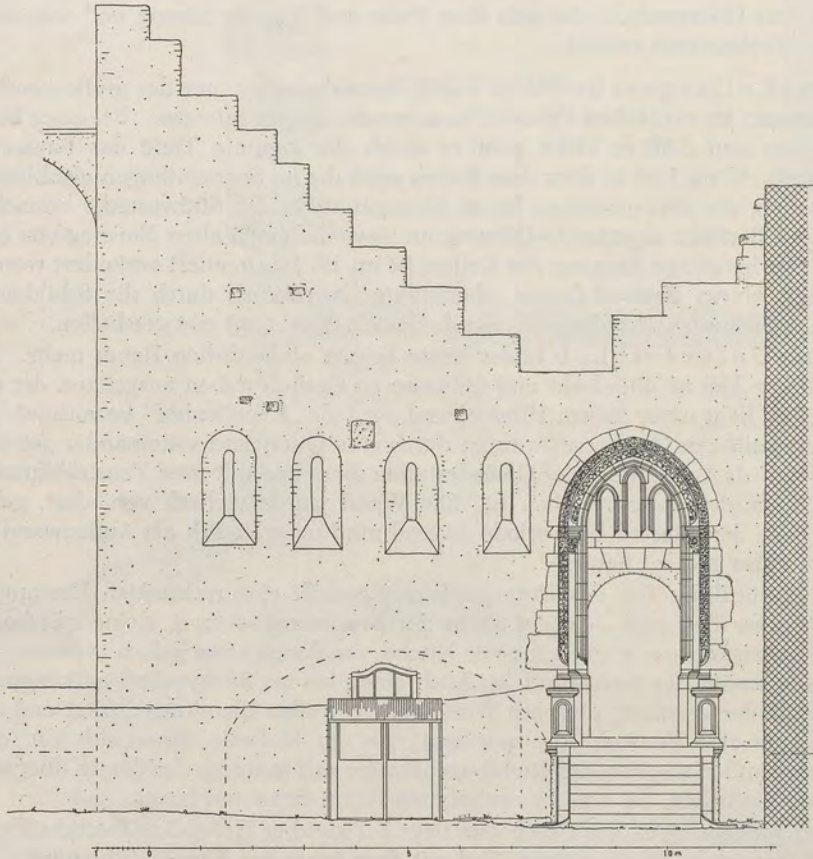
Das Untergeschoß bildet heute keinen einheitlichen Raum mehr. Sein nördlicher Teil ist überdacht und teilweise zu Gesindestuben ausgebaut, der südliche Teil liegt unter freiem Himmel und wird als „Kapellenhof“ bezeichnet. Die beiden Teile des Geschosses werden durch eine Querwand voneinander getrennt, die heute als Außenwand der Gesindestuben dient und mit zwei Fensteröffnungen des 19. Jahrhunderts versehen ist. Die Wand wurde vielfach verändert, gehört aber noch der ältesten Bauperiode an und muß ursprünglich als Außenwand des ersten Palas gedient haben.¹³

Der nördliche Teil des Untergeschosses enthält eine rechteckige Eingangstür aus neuerer Zeit und — ebenfalls in der Nordwand — zwei kleine spitzbogige Scharfenfensterchen in tiefer innerer Nische, von denen eines jedoch vermauert ist. Die Innenseite der Nordwand ist durch einen bis ins Saalgeschoß aufsteigenden Mauerpfeiler verstärkt, der nach Westen einen großen Blendbogen trägt und nach Osten hin eine Fensternische umrahmt. An der Hofseite öffnen sich vier dicht nebeneinander angebrachte Rundbogenfenster mit inneren, flachbogig überwölbten Mauernischen, die einen bewohnbaren Raum vermuten lassen.

Im südlichen Teil des Geschosses liegt auf gleicher Höhe die Oberlichtöffnung des Palasportals, dessen unterer Teil mit dem heute zur Kapelle führenden Gang noch in das Kellergeschoß hineinragt. Die Höhenlage des Portals steht offensichtlich im Widerspruch zu den Geschoßhöhen von Palas und Kapelle, eine Beobachtung, die für die Baugeschichte von Bedeutung ist. Schließlich ist in der Ostwand der untere Teil der Kaminanlage des Saales zu erkennen, in der Südwand ein größerer Mauerdurchbruch aus dem 19. Jahrhundert. Die Geschoßdecke ruhte auf Kalksteinkonsolen.

Das Saalgeschoß enthielt den wichtigsten Repräsentationsraum der Burg, den großen Festsaal. Mit seinen nach dem Hof und nach der Talseite geöffneten, reichen Fensterstellungen, einer großen Kaminanlage und einer Grundfläche von etwa 160 qm bot er einen festlichen Rahmen für das von höfischem Glanz erfüllte Leben der Burgherrschaft.

Die Nordwand enthält ein spitzbogiges Portal aus gelbem Sandstein, das früher einen direkten Zugang von außen ermöglichte. Nach der Form des Gewändes gehört es nicht mehr dem 13. Jahrhundert an, kann aber an Stelle eines älteren Zuganges hier eingesetzt worden sein. Neben diesem Portal liegt eine heute vermauerte, überwölbte Nische, die ehemals vielleicht mit seitlichen Sitzbänken ausgestattet war; eine ähnliche Öffnung befand sich auch in der Ostwand nach dem Graben zu. Die außen sichtbaren Reste von Fenstergestellen der



Plan 5. Palas, Hofansicht.

Renaissancezeit verraten aber eine spätere Entstehung. Nach dem Hofe zu waren zwei Fensteröffnungen mit abgeschrägtem Gewände in tiefen Mauernischen von etwa 1,65 m Breite angeordnet. Sie waren vermutlich als Doppelfenster ausgebildet und besaßen Sandsteinrahmen. Heute ist dieser Teil der Hofwand völlig verändert.

Der heute ungeschützte südliche Teil des Saales ist wesentlich stärker zerstört. Nach dem Graben hin hat sich eine große Maueröffnung erhalten, vielleicht der Rest jenes „Altanes“, von dem in Berichten des 19. Jahrhunderts die Rede

ist.¹⁴ An der Außenwand sind nämlich unterhalb der Öffnung zwei Reste von Tuffsteinkonsolen zu finden, die wahrscheinlich eine auskragende Konstruktion trugen. Möglicherweise handelte es sich aber auch um eine Abtrittanlage.

Ebenfalls in der Ostwand liegen die Reste des großen Kamin s. Im Grundriß erscheint er als eine Mauernische von 0,48 m größter Tiefe, deren Rückwand in einem flachen Segmentbogen geschlossen ist. Diese Nische endigt im Untergeschoß; dort finden sich auch zwei im Mauerwerk ausgesparte Öffnungen beiderseits der Nische, von denen die linke mit Kalksteinplatten ausgekleidet, die rechte wie ein großes Balkenloch roh ausgespart wurde. Die Balkendecke des Saales

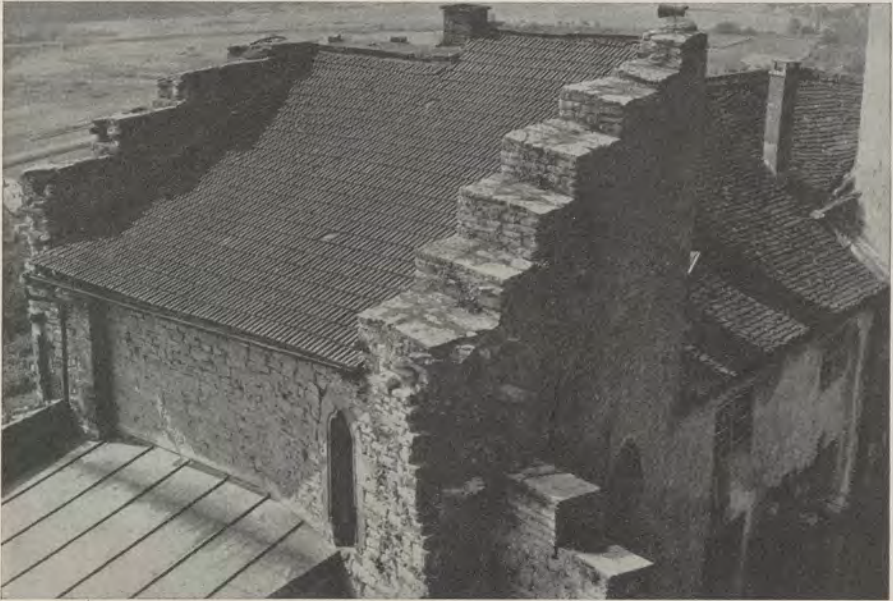


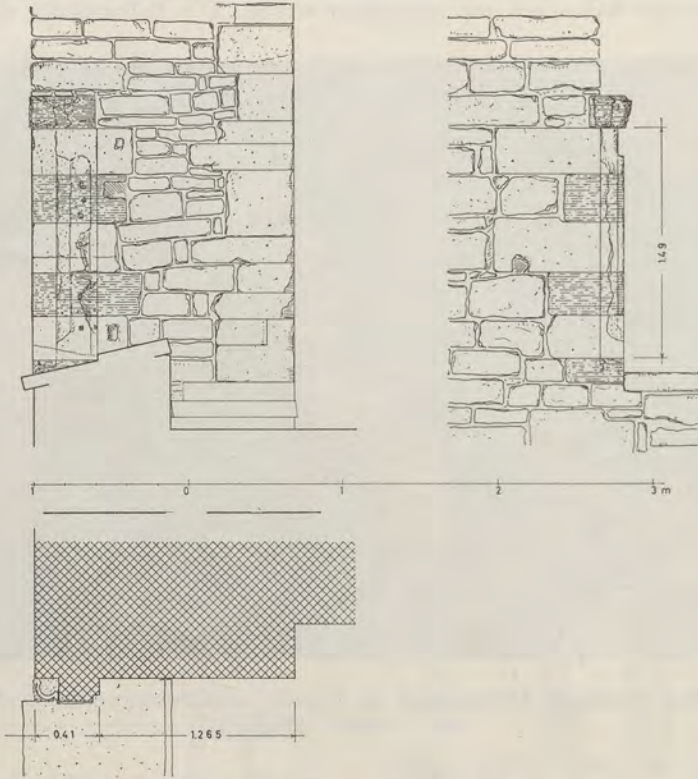
Abb. 5. Burg Krautheim, Obergeschoß der Kapelle mit Kleebogenportal (rechts) und Saalfensterrest (links).

durchschnitt die Nische in einer Höhe von etwa 2 m über ihrer Sohle, ohne daß sich im Mauerwerk Anhaltspunkte dafür zeigen, wie diese Stelle konstruktiv ausgebildet war. Im Saal ist links des Kamins der Rest einer sehr starken Tuffsteinkonsole erhalten, die zweifellos zur Aufnahme des Kaminmantels bestimmt war, daneben eine kleine ausgemauerte Wandnische.

Von reichem bildnerischem Schmuck, wie er sonst an Kaminen dieser Zeit bevorzugt angebracht wurde, ist nichts mehr zu finden; auch scheint kein Sandstein verwendet worden zu sein. Dies überrascht besonders, weil der löcherige Tuffstein keine Möglichkeit feinerer Bearbeitung bietet. Er war allerdings widerstandsfähiger gegen Feuer und konnte mit Hilfe von Stuckauftrag veredelt werden. Der stark zerstörte Zustand der Anlage zwingt aber zu vorsichtigem Urteil; aus diesem Grunde läßt sich auch über die Form des Rauchabzuges nichts mehr aussagen.

Von der ehemals großartigen südlichen Saalfensterarkatur des Festsaales hat sich nur ein Gewänderest erhalten, der aber wichtige Anhaltspunkte

für eine Rekonstruktion der Fenstergestaltung zu liefern vermag. In der hier 1,65 m starken Umfassungsmauer waren tiefe, überwölbte Nischen ausgespart. Das Fenstergewände springt außen zunächst im rechten Winkel zurück, um einer eingestellten Säule Raum zu geben, dann folgte offenbar ein ringsumlaufendes Profil über einer abgeschrägten Ecke, vielleicht ähnlich dem südlichen Doppelfenster der Kapelle. Die Säule ruhte auf einer flachen, tellerförmigen Basis und stand ohne Schaftring frei im Gewänderücksprung; in einer Höhe von 1,20 m

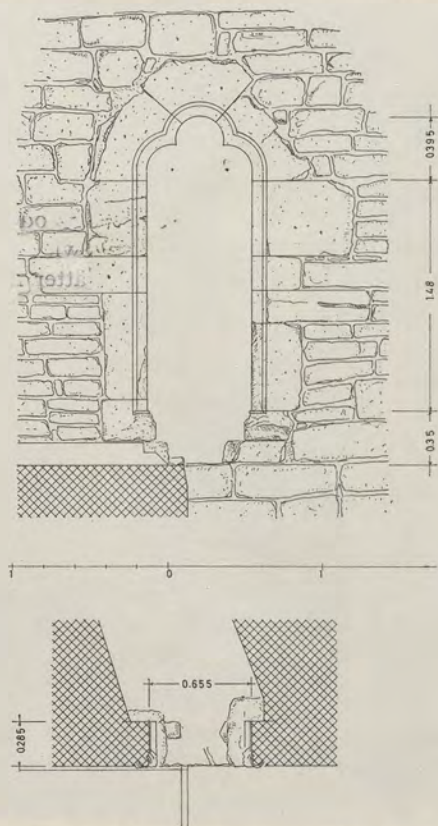


Plan 6. Saalfensterrest des Palas.

über der Basis setzte das Kapitell an. Ein an der Innenseite angebrachter (späterer?) Falz nahm die Verglasung der Fenster oder aber Holzläden auf. Im Gewände wechseln rote und gelbliche Sandsteinschichten ab, ein zweifellos beabsichtigtes Schmuckmotiv von ausgezeichneter Wirkung.

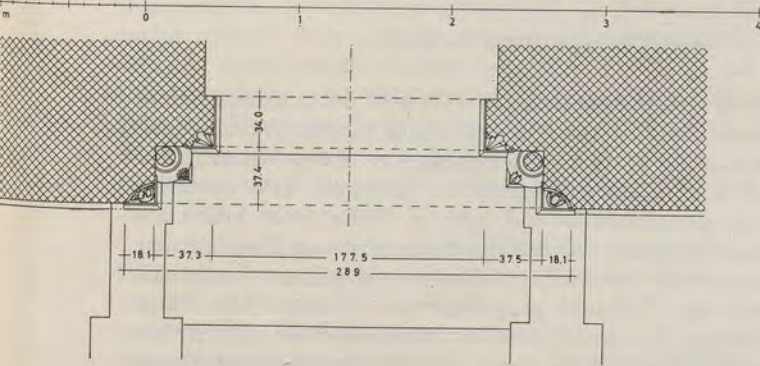
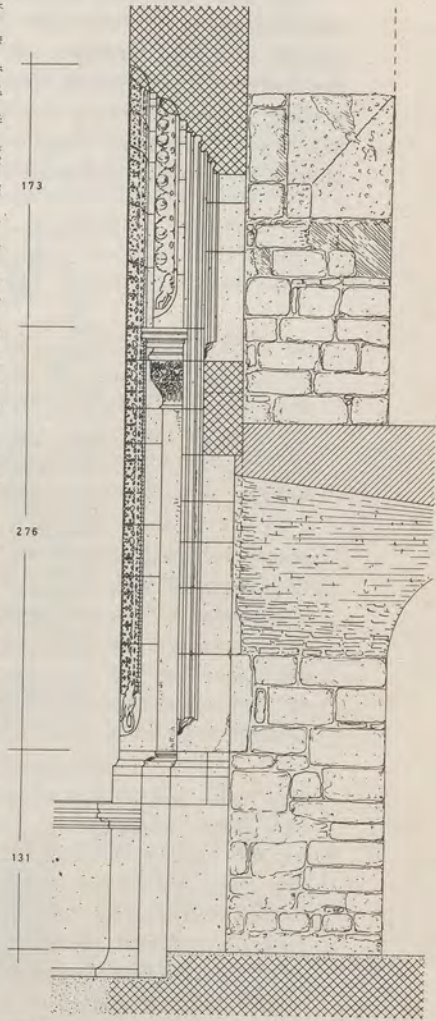
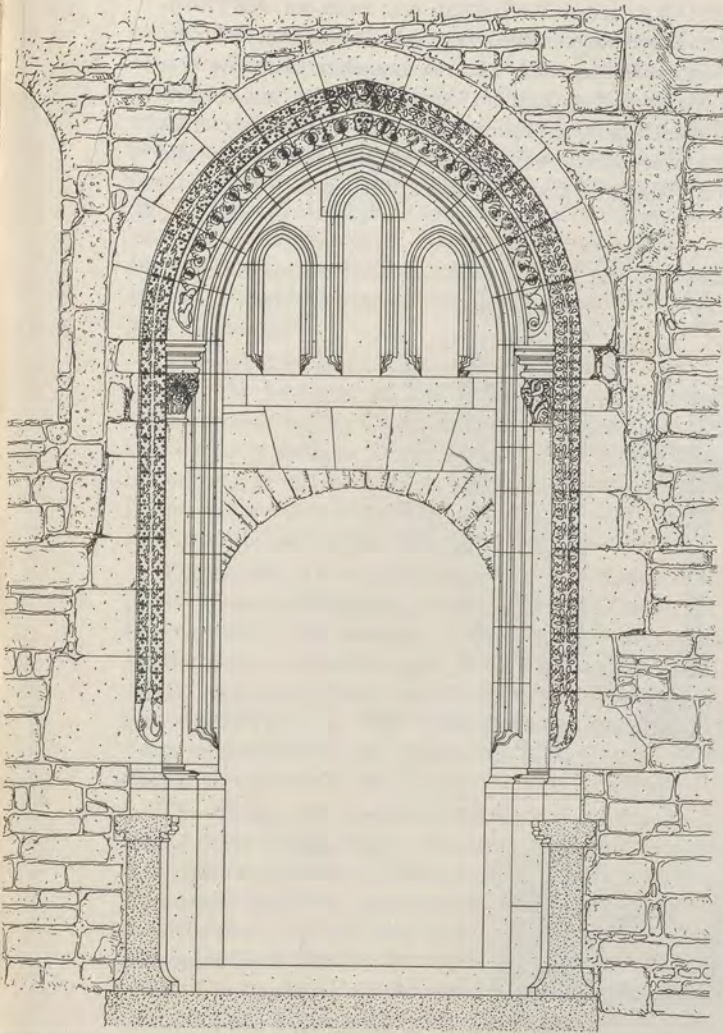
Das innere Gewände der Nische ist mit rotem Sandstein verkleidet, der Ansatzstein des Bogens mit keilförmigem Fugenschnitt noch vorhanden. Ebenfalls aus rotem Sandstein sind die Gewändesteine des schönen Kleebogenportals gearbeitet, das vom Saal in den oberhalb der Kapelle gelegenen Raum führt. Sein Profil zeigt einen umlaufenden Rundstab, der durch seitliche Kehlen herausgehoben wird und von flachen Basen ausgeht. An dieser Seite des Saales bildet der hoch aufsteigende Hauptraum der Kapelle mit seiner stumpfwinklig geknickten Außenwand die Raumgrenze.

Das über dem Saal liegende Obergeschoß kann nur noch an der Nordseite des Palas und oberhalb des Kapellengewölbes festgestellt werden. Mauertechnik und Fensteröffnungen unterscheiden sich hier in mancher Hinsicht von den unteren Stockwerken. Die Nordwand springt an der Außenseite um 0,12 m zurück; auch im Inneren der Hofseite ist ein Mauerrücksprung vorhanden. Das Mauerwerk erscheint überhaupt wesentlich weniger sorgfältig gearbeitet; die oberen Partien der Hofwand von Palas und Kapelle sind völlig neu.



Plan 7. Palas, Kleebogenportal im Saal.

An der inneren Palasnordwand entsteht durch den Wegfall der unteren Pfeilerverstärkung ein 0,90 m breiter Gang, an dem drei Fensteröffnungen liegen. Diese sind an ihren Gewändeformen als Reste zweier gekuppelter spätgotischer (bzw. Renaissance-) Fenster und eines Kielbogenfensters zu erkennen. Die westliche der Öffnungen von 1,58 m Gesamtbreite und 1,50 m Höhe dient heute als Ausgang für die Brücke zum Bergfried, das östliche Fenster ist mit Ziegelsteinen vermauert. Zwischen beiden liegt das Kielbogenfenster mit gelbem Sandsteinrahmen in einer äußeren, mit Tuffstein ausgekleideten Nische. Alle diese Öffnungen gehören dem späten 15. oder frühen 16. Jahrhundert an. Ein steiles Pultdach deckt heute den nördlichen Teil des Palas. Die Konstruktion besteht aus einem schweren eichenen Dachstuhl aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.



Plan 8. Palasportal.

Das Palasportal in der Südwestecke des Burghofes ist neben der Burgkapelle das wertvollste Zeugnis der staufischen Bauperiode und kann in seinem künstlerischen Rang den besten Werken des Zeitalters in Deutschland unmittelbar an die Seite gestellt werden.

Ursprünglich vermittelte das Portal den Zugang zum Palas, gleichzeitig wohl auch zum Untergeschoß der Burgkapelle. Heute führt es nur zur Kapelle, die über einen kurzen Gang zu erreichen ist. Das Portal liegt in der Hofwand des



Abb. 6. Burg Krautheim, Palasportal.

Palas, 1,05 m von der Kapellenwand entfernt. Seine heutige, dem 19. Jahrhundert entstammende Schwelle hat eine Höhe von etwa 1,70 m über dem Hofboden, die ursprüngliche Eingangshöhe lag 1,15 m höher, knapp unterhalb der Säulenbasen. Der Höhenunterschied zwischen dem Burghof und dem Portal wird heute durch eine breite, von Wangen eingefasste Freitreppe aus Sandstein mit vorgelagertem Podest überwunden.

Bei einer ursprünglichen Höhe von etwa 5 m einschließlich des Rahmens reicht das Portal durch zwei Geschosse des Palas hindurch, wobei seine untere Eingangsöffnung noch in das Kellergeschoß hineinragt, die Fenster im Bogenfeld aber bereits dem Untergeschoß angehören. Die Gesamtbreite des Portals beträgt 2,89 m, die lichte Breite der Türöffnung 1,77 m.

Die hohe, spitzbogige Portalnische zeigt im Gewändeschnitt einen äußeren Profilsaum von Blattwerk in einer Kehle, eine im Rücksprung stehende Säule und ein inneres dreiteiliges Profil. Über den Deckplatten der Säulen entfaltet sich ein in tiefer Kehle liegendes Kugelornament. Die Eingangsöffnung wird durch einen scheidrechten Sturz aus Keilsteinen begrenzt, auf dem die Teilungsposten der drei Spitzbogenfenster des Bogenfeldes ruhen. Die drei Öffnungen sind mit eigenem Profil gerahmt; die mittlere ist gegenüber den beiden seitlichen überhöht.

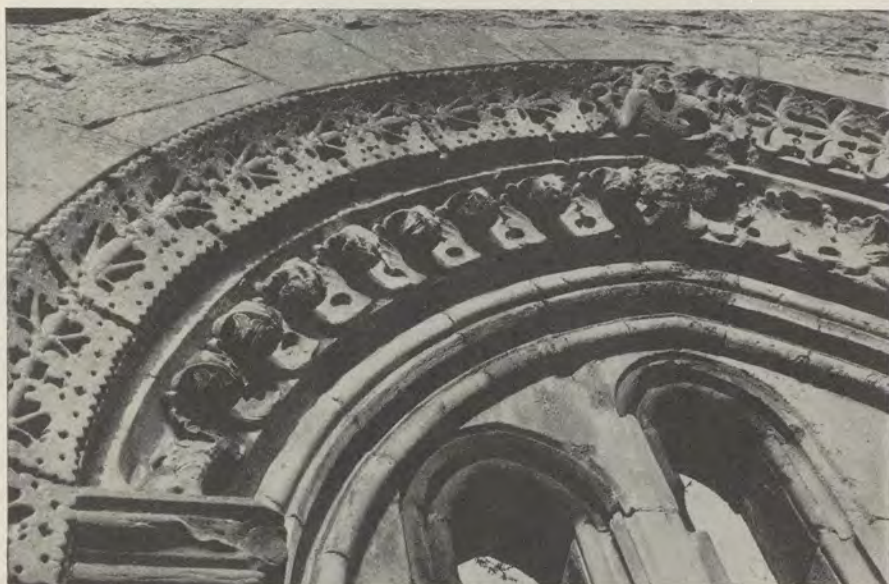


Abb. 7. Burg Krautheim, Palasportal, linke Bogenhälfte.

Der äußere Profilsaum enthält rechts und links verschieden ausgebildete Blattranken, die im Scheitel des Bogens von einer menschlichen Halbfigur zusammengehalten werden. Beide Blattranken wachsen in einer Kehle aufwärts, ihr Profil entwickelt sich aus rechteckigem Ansatz und geht in einer Höhe von 0,12 m oberhalb der Säulenbasen in die Endform über. Den Übergang vermitteln beiderseits drachenartige Fabeltiere, die an den Enden der Blattranken nagen.

An der rechten Ranke zweigen von einem starken mittleren Stamm nach beiden Seiten symmetrisch gebildete „geschlitzte Blätter“ ab,¹⁵ die jeweils aus zwei dreilappigen, an der Spitze miteinander verbundenen Halbpalmetten bestehen und stellenweise frei herausgearbeitet sind. Zwischen je zwei Blattpaaren ist der Mittelast mit einem kleinen fünfteiligen Blatt besetzt. Die Form des linken Blattstreifens ist vom Weinlaub abgeleitet. Die Ranke wächst ebenfalls als Stamm empor, von dem jeweils auf gleicher Höhe vier Blätter ausgehen. Die beiden oberen sind aufwärts, die beiden unteren Blätter abwärts gebogen; sie zeigen dreiteilig symmetrischen Aufbau, wobei jedes der drei Blättchen wiederum aus einem dreilappigen Gebilde besteht. Die Zusammenstöße der Blattendigungen sind kreisförmig ausgestochen, die Berührungsstellen der Blätter rautenförmig vertieft. Blattstengel und Blattflächen überzieht ein zartes Aderwerk.

Die Wirkung der beiden Ornamentstreifen ist auf den Kontrast zwischen dem erhöhten Blattwerk und dem tieferliegenden, beschatteten Untergrund abgestimmt. Die Blattranken sind flächig behandelt, alle Vertiefungen senkrecht und mit scharfen Kanten eingeschnitten, teilweise auch mit dem Steinbohrer gearbeitet. So erhalten die Blattmotive, die sonst lebhaft Anklänge an Naturvorbilder verraten, etwas Kerbschnittartiges, das durch die zahlreichen streng begrenzten Zwischenräume noch unterstrichen wird. Besonders charakteristisch ist auch der Anschnitt der Blätter am Rand des Ornamentes, der sich als eine gleichmäßig gewellte, einer Perlschnur vergleichbare Kante abzeichnet. Für den stilistischen Vergleich des Blattwerkes mit anderen Ornamenten sei vor allem auf den gerade durchlaufenden starken Mittelast hingewiesen; dieser hat in der deutschen Bauskulptur dieser Zeit kein Gegenstück.

Die menschliche Gestalt im Scheitel des Bogens ist als Halbfigur gegeben. Ihr bärtiges, an der linken Seite stark beschädigtes Gesicht verrät trotz seines maskenhaften Charakters menschliche Züge. Die Stirn wird nach oben hin von einem wulstigen Streifen begrenzt, der als Haaransatz oder Spur einer Kopfbedeckung gedeutet werden kann. Die Arme sind angeknüpelt, die Hände umfassen die beiden Mitteläste der Blattranken, deren Blätter hier kleiner werden und unmittelbar neben dem Kopf der Figur enden.

Die beiden unteren Fabelwesen sind einander ähnlich gebildet. Beide haben einen gedrungenen, ausgestreckten Körper, der sich nach dem Schwanzende hin verjüngt, und besitzen Flügel. Das besser erhaltene linke Tier zeigt zwei Vorderbeine, von denen das linke unter dem Hals hindurch an die Blattranke greift. Auf dem Rücken ist ein gefiederter Flügel zu erkennen, der sich nach links hin vom Körper des Tieres löst; der Schwanz setzt sich weiter nach unten fort, ist dann umgeschlagen und neben den Leib gelegt. Im geöffneten Maul sind deutlich Zähne zu erkennen, mit denen das Tier an den Blattranken nagt.

Die Säulen im Gewänderücksprung stehen beiderseits auf flacher, über den Sockel vortretender Basis. Die Säulenschäfte haben einen Durchmesser von 0,13 m und sind ohne weitere Verbindung in das Gewände eingestellt. Die Kapitelle sind reich skulpiert; namentlich das rechte Kapitell kann als bestes Stück der Krautheimer Kapitellkunst gelten. Dargestellt ist eine bärtige, mit spitzem Judenhut bekleidete Maske, die rechts und links von Drachen in die Wangen gebissen wird. Die beiden Untiere verschlingen ihre langen Häuse nach rechts bzw. links, um mit dem Maul seitlich an das menschliche Gesicht zu gelangen. Ihre Flügel legen sich an die Maske, während sich die Beine auf den Stiel einer Palmettenranke stützen. Die begleitenden Palmetten entwickeln sich aus einem starken Stengel, der oberhalb des Säulenringes unvermittelt auf dem Kapitellkörper ansetzt, nach links bzw. rechts eine Halbpalmette entsendet, durch den verschlungenen Hals des Tieres hindurchwächst und schließlich in einem umgebogenen Palmettenblatt endigt. Unterhalb der Maske wachsen außerdem zwei im Bogen geführte blattlose Stengel empor, die sich an die Flügelenden der Drachen anlehnen und dann hinter den anderen Stengeln verschwinden.

Das linke Kapitell besitzt Kelchblockform und ist mit kleinteiligen gefiederten Blättern verziert, zwischen denen in drei Zonen übereinander Rosetten an eigenen Stengeln aufwachsen. Die Blattstengel entwickeln sich aus einer bogenförmig ausgeschnittenen Hülle, die den unteren Ansatz des Kapitells fest umschließt. Die kleinen Blätter sind löffelartig spitz gebildet und zweigen paarweise vom Stengel ab; die über den Blättern sitzenden fünfblättrigen Rosetten tragen im Zentrum

jeweils einen kleinen Knopf. Der Säulenring ist geschärft. Die beiden Deckplatten bestehen aus drei starken, durch tiefe Kehlen voneinander getrennten wulstigen Platten, die sich nach oben hin vergrößern und von einer geradflächig begrenzten Platte bedeckt werden.

Im Bogenscheitel des Portals entwickelt sich auch der Dekor der inneren Archivolte in einer Kehle und geht — ähnlich wie der äußere Blattstreifen — von einem menschlichen Wesen aus, einem Kopf, dessen geöffnetem Mund die Ornamente nach beiden Seiten hin entspringen. Der Kopf ist kugelig gebildet und von maskenhaftem Ausdruck; er besitzt krauses Haar, ein faltige Stirn und weit aufgerissene, glotzende Augen. Das Gesicht trägt keinen individuellen Ausdruck, vielmehr scheint das Dämonische in ihm das Menschliche zu überwiegen.



Abb. 8. Burg Krautheim,
Palasportal, rechtes Kapitell.

Das in beiden Bogenteilen gleiche Ornament baut sich aus aneinandergereihten Halbpalmetten auf, von denen jeweils zwei an ihren Stielenden zusammengewachsen und U-förmig umgebogen sind. Sie legen sich paarweise aneinander und sind zu einem starken kugeligen Knauf aus der Kehle herausgewölbt. Das Ornament lebt aus dem Gegensatz der flächigen, in der Kehle ausgebreiteten Palmettenstengel und der aus diesem Hintergrund plastisch heraustretenden Blattkugeln, es soll daher als „Palmettenkugelornament“ bezeichnet werden.

Oberhalb der Deckplatten der Säulenkapitelle endigt der Ornamentstreifen wiederum in Fabelwesen, die den Übergang des Grundrechtecks in die Kehle vermitteln und unten an den Palmettenstengeln nagen. Das linke, löwenähnliche Tier ist besser erhalten; es kauert mit angezogenen Hinterbeinen und gestreckten vorderen Gliedmaßen am Beginn des Blattwerkes. An seinem Kopf ist eine zottige Mähne erkennbar, der Leib ist mit gerillter Oberfläche (wohl einem Fell) versehen,

dem Maul entwindet sich die flache, in der Kehle liegende Endigung des Palmettenwerkes. Das Tier auf der rechten Seite ähnelt sehr den beiden unteren Drachen. Sein Kopf mit spitzem Maul wendet sich nach links, die linke Pfote berührt das Ende des langen Schwanzes, der aufwärts gerichtet und einmal geringelt ist. Über dem gerillten Leib wird ein nach rechts gewendeter Flügel sichtbar.

Das innerste Profil läuft wie der äußere Blattrahmen ununterbrochen durch und zeigt im Schnittbild einen von einem kantigen Stab begleiteten Wulst, der durch eine Kehle von einem zweiten Wulst getrennt wird. Das Profil entwickelt sich aus wurzelförmigem Anlauf zu seiner vollen Breite und bildet einen wirkungsvollen Rahmen für die Türöffnung und die im Bogenfeld angebrachten Spitzbogenfenster. Das rahmende Profil dieser Öffnungen wiederholt die Form des inneren Profilsaumes in vereinfachter Gestalt. Bemerkenswert ist der Steinschnitt, namentlich im oberen Teil der Mittelöffnung: Der Bogenstein ist hier als gesondertes Stück eingesetzt (vgl. die Palasfenster zu Wertheim).



Abb. 9. Burg Krautheim, Palasportal,
Fabelwesen und Blattornamente.

Das Material des Portals ist gelbbrauner Sandstein wie er auch im Inneren der Kapelle verwendet wurde. Die Steine sind sorgfältig geschnitten, aber ziemlich roh in das umgebende Mauerwerk aus Muschelkalk-Bruchstein eingefügt. Die Qualität der Meißelarbeit ist überall hervorragend, Komposition und Aufbau des Ganzen in gleicher Weise vollendet. Der Gegensatz des flächigen, filigranartig geschnittenen äußeren Profilrahmens und der inneren, auf plastische Wirkung berechneten Palmettenornamente begründet die außerordentliche Schönheit des Portals. In allen seinen Teilen ist eine lebhaft Phantasie, ein reiches und kunstvolles Gestalten am Werk, das sich in den menschlichen Skulpturen ebenso wie in den unheimlichen Fabelwesen und in dem hervorragenden Blattwerk ausspricht. Im Vergleich des Krautheimer Portals mit anderen auf deutschen Burgen entstandenen Steinmetzarbeiten dieser Zeit wird seine Sonderstellung deutlich und selbst den größeren Kirchenportalen der Zeit steht es im Reichtum der Erfindung und der Freiheit der künstlerischen Gestaltung nicht nach.

Die späteren Veränderungen haben leider die Proportionen des Portals empfindlich gestört. Der untere 1,20 m hohe, ungegliederte Sockel, der die Türöffnung gegenüber dem ursprünglichen Zustand bedeutend vergrößert, ist durch die Tiefer-

legung der Schwelle entstanden, die beim Einbau eines Gewölbes im Raum hinter dem Portal notwendig wurde. Dieses Gewölbe diente als Plattform für eine im Obergeschoß liegende Wendeltreppe zum Saal, deren Reste noch erhalten sind. Es ist roh aus Bruchstein und Ziegeln gemauert und schneidet als Halbtonne häßlich in die rechteckige Türöffnung ein. Der Fußboden des Vorraumes ist mit Sandsteinplatten belegt und muß, ebenso wie die Portalschwelle, früher höher gelegen haben.



Abb. 10. Burg Krautheim, Altarraum der Kapelle.

5. Die Burgkapelle

Die Burgkapelle zu Krautheim kann in ihrer Größe, in der Schönheit der Raumkomposition und im Reichtum der Baugestaltung mit den großen Kapellen der Kaiserpfalzen wetteifern. Als besterhaltener Bauteil des 13. Jahrhunderts ist sie weit über den näheren Umkreis hinaus als bedeutendes Denkmal staufischer Baukunst von großem Wert.

Die Kapelle liegt an der Südseite des Burgbezirks kurz hinter der südöstlichen Ecke der Umfassungsmauer und ist mit ihrem Altarraum in den Palas hineingeschoben. Palas und Kapelle sind eng miteinander verbunden: An der Außenseite durch die gemeinsame Mantelmauer, an der Hofseite durch die stumpfwinklig aneinanderstoßenden Fassaden und im Inneren des Gebäudes durch die ineinandergreifenden Geschosse. Die Nord- und Südseite des Gebäudes liegen frei, an die Westseite ist das Schloß angebaut.

Im Grundriß gliedert sich die Kapelle in zwei Teile, einen nahezu quadratischen Hauptraum mit eingebauter westlicher Empore und zwei nördlichen Nischen und einen östlich anschließenden, um 3 Stufen erhöhten polygonalen Altarraum. Beide Raumteile werden durch einen hohen, rundbogigen Triumphbogen miteinander verbunden.¹⁶ Der Zugang führt heute vom Palasportal durch eine schmucklose Tür mit rechteckigem Rahmen in das Untergeschoß, die Empore ist über einen seitlichen Gang vom Palas durch eine rundbogige Tür — genau über der erstgenannten — zu erreichen; ein neuerer Zugang verbindet die Empore außerdem mit der Bibliothek des Schlosses.

Der Altarraum hat eine innere Länge von 4,42 m (einschließlich des Triumphbogens) bei einer Breite von 4,38 m. Er wird durch fünf Seiten eines annähernd regelmäßigen Achtecks begrenzt und öffnet sich in einem hohen Bogen



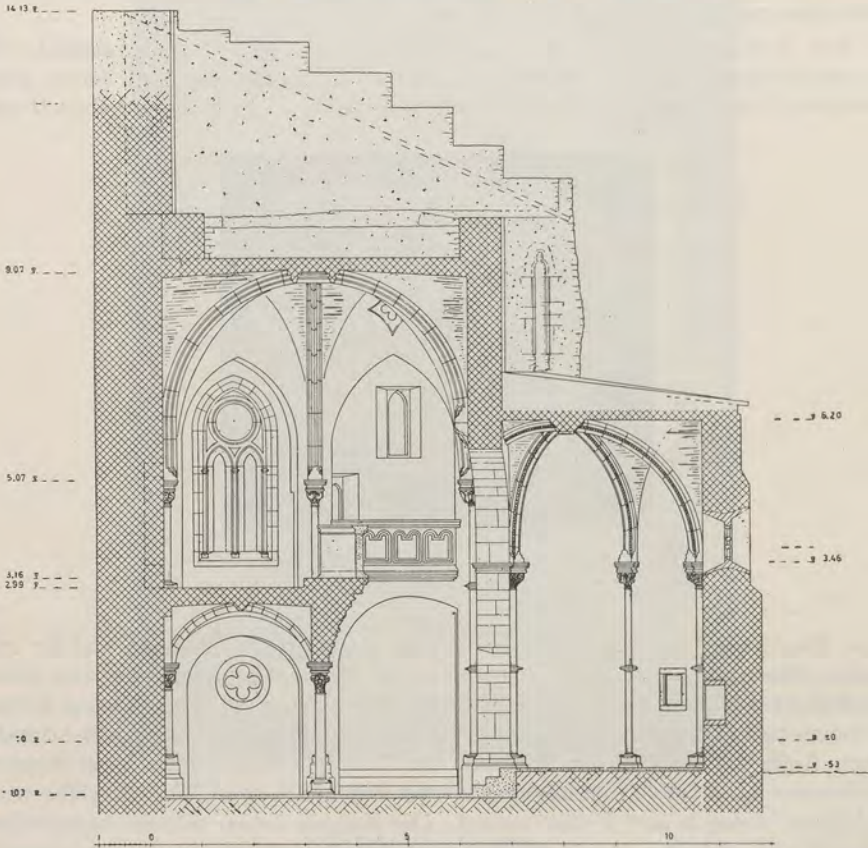
Abb. 11. Burg Krautheim, Kapelle.
Bruchstück eines Kapitells.

zum Hauptraum. In den Ecken des Polygons steigen auf niederen Sockeln mit flachen Basen sechs gewirbelte Dienste auf, die über reichen Kapitellen mit hoher Deckplatte das Gewölbe tragen. Die im Halbkreisbogen geführten Rippen laufen in einem Schlußstein zusammen, der über dem Mittelpunkt des Grundriß-Achtecks liegt. Auch von der östlichen Stirnseite des Triumphbogens führen zwei Rippenstücke zum Schlußstein, die unvermittelt am Bogen ansetzen. Das Gewölbe wird auf diese Weise in acht Felder zerlegt. Die Kappen haben nahezu waagerechte Scheitel und schließen ohne Schildbögen in Spitztonnenform an die Schildwände an, die Scheitelhöhe beträgt 6,71 m.

Der Triumphbogen hat eine lichte Höhe von 6,70 m über dem Boden des Hauptraumes. Er springt beiderseits um 0,40 m in den Raum vor und ist aus großen, sorgfältig geschnittenen Sandsteinquadern aufgemauert. Der Sockel hat ein dreiteiliges Profil, bestehend aus flacher Kehle, senkrecht begrenzter Platte und kleiner Schräge. Das Kämpferprofil setzt die Deckplatte des östlich anschließenden Chorkapitells fort und wird auch an der westlichen Stirnseite des Bogens zunächst weitergeführt, im Hauptraum jedoch nicht aufgenommen. Der Scheitelstein des Bogens ist durch eine eigentümliche Konstruktion ausgezeichnet: Beiderseits sind halbkreisförmige Wulste angearbeitet, die in Ausnehmungen der anschließenden Bogensteine eingreifen. Außerdem besitzt der Stein nach dem Hauptraum zu eine weit ausladende Konsole, auf der die östliche Kreuzrippe des Schiffgewölbes ruht;

an der Ostseite stoßen überdies die beiden westlichen Rippen des Chorgewölbes an. Die besondere Sicherung wird durch die veilseitige Aufgabe des Steines erklärt.

Der Hauptraum ist in seiner Achse 6 m lang und in der Mitte 5,10 m breit. Seine westliche Hälfte wird von der großen Herrschaftsempore eingenommen, die auf zwei quadratischen, durch Gurtbogen getrennten Gewölbejochen aufgebaut ist. Die Gewölbe öffnen sich nach Osten in zwei Rundbögen und ruhen seitlich auf

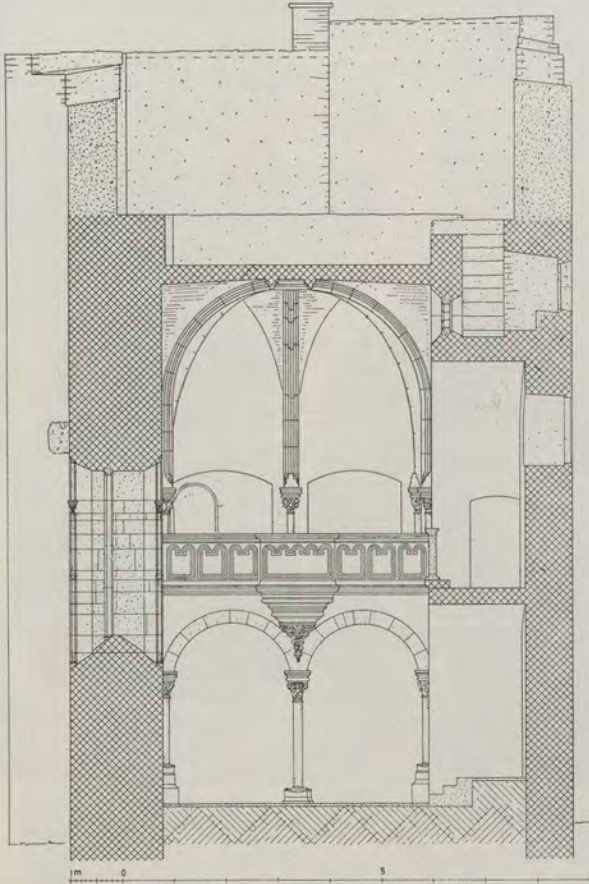


Plan 9. Kapelle, Längsschnitt.

Wanddiensten, in der Mitte auf einer Freistütze. Die Kappen sind mit rechteckigen Schildbögen an die Wände angeschlossen. Die Diagonalrippen steigen von den Deckplatten der Kapitelle auf, ihr Schnittpunkt wird jeweils von einem symmetrisch gebildeten Blatt geziert. Das Rippenprofil hat die Form eines geschärften flachen Wulstes, der mit zweiteiligem Mittelgrat versehen und beiderseits durch flache Kehlen an die rechteckige Unterlage angeschlossen ist.

Das Rippengewölbe des Hauptraumes hat eine Scheitelhöhe von 10,15 m und steigt an der Ostseite von schlanken, zweifach gewirbelten Diensten beiderseits des Triumphbogens, an der Westseite von kurzen, auf der Empore stehenden Eckdiensten auf. Zu den im Halbkreis geführten Diagonalrippen treten vier Kreuz-

rippen hinzu, die von den Mittelpunkten der Grundquadratseiten ausgehen und das Gewölbe in ein achteiliges Feld zerlegen. Auch die Kreuzrippen beschreiben einen Halbkreisbogen und mußten — da auf kürzerer Grundlinie als die Diagonalbögen errichtet — um 1,20 m gestelzt werden. Der ringförmige Schlußstein nimmt das Profil der Rippen auf, ist aber nicht durchbrochen, sondern im Inneren glatt bearbeitet und mit dem Wappen der Grafen von Eberstein (der fünfblättrigen roten Rose auf weißem Grund) bemalt. Die Gewölbekappen haben wie im Altarraum Spitztonnenform, hier jedoch mit leicht steigenden Scheiteln.



Plan 10. Kapelle, Querschnitt.

An den Hauptraum sind an der Nordseite zwei Nischen angegliedert. Die westliche öffnet sich unter der Empore in 2,20 m Breite und 1,70 m Tiefe, die östliche Nische von gleicher Breite liegt unter dem Verbindungsgang zum Palas. Die letztere ist höher, mit einer Vierteltonne überwölbt und nimmt die Stufen des Treppenaufganges zum Palasportal auf. Auch in der südlichen Außenwand erscheint eine Nische, die der erstgenannten gegenüberliegt und bei 2,20 m Breite eine Tiefe von 0,60 m hat. Bei diesen Nischen handelt es sich möglicherweise um die vermauerten Eingänge einer ehemaligen Torfahrt (vgl. S. 99).

Das Obergeschoß der Kapelle umfaßt den Raum auf der Herrschaftsempore und den an der Nordseite liegenden Gang zum Palas. Die Empore hat eine Tiefe von etwa 3 m und wird außerdem durch den nach Osten ausgekragten Erker erweitert, der wahrscheinlich zur Aufnahme eines Altares bestimmt war. In der Westwand sind zwei flache Wandnischen ausgespart, deren südliche den Eingang zur Bibliothek des Schlosses enthält. Der Raum wird hier durch zweiteilige Fenster nach der Talseite und nach dem Hofe zu erhellt.

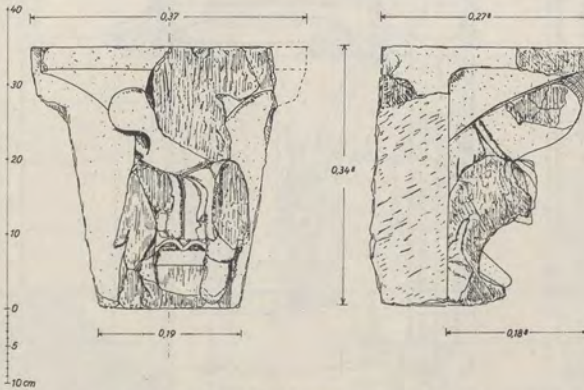


Abb. 12. Burg Krautheim, Kapelle. Blick zur Empore.

Die Einzelheiten der Empore sind besonders aufschlußreich. Die freistehende Mittelstütze mit ihrem eigentümlichen Kapitell und die Emporenbrüstung entstammen zwar der Restauration des 19. Jahrhunderts, die übrigen Teile sind jedoch alt, insbesondere der auf reichem Profil vorspringende Emporenanker.

Die Freistütze besitzt einen von den Wanddiensten abweichenden Sockel, bestehend aus quadratischer Platte und flacher Kehle. Ein Teil des ursprünglichen Säulenschaftes ist noch vorhanden, ein geschliffener Kalksteinzylinder von 0,20 m Durchmesser in vorzüglicher Ausführung. Die heutige Säule besteht als Melibocusgranit und fügt sich infolge ihres andersgearteten Materials nicht gut in den Raum ein.

Oberhalb der Stütze, im Zwickel der beiden Emporenbögen, entwickelt sich der auf gestuften Profil ausladende Emporenerker. Über einer geschweiften Konsole hockt eine männliche Tragefigur mit rechteckiger Deckplatte, die auf ihren Schultern ein üppiges Weinlaubornament und darüber das Erkerprofil trägt. Aus Wülsten, Kehlen und Stäben außerordentlich reich und vielgliedrig aufgebaut, verbreitert sich dieses zu einer Fläche von $0,75 \times 1,60$ m, auf der die Brüstungsplatten ruhen. Als einziger Rest der alten Brüstung gilt der heute als Postament des Kreuzifixus auf dem Kirchhof in Altkrautheim verwendete Stein, der auch als Vorbild für die neuen Brüstungsplatten bei der Wiederherstellung der Kapelle diente.



Plan 11. Kapelle. Bruchstück der Tragefigur des Emporenerkers.

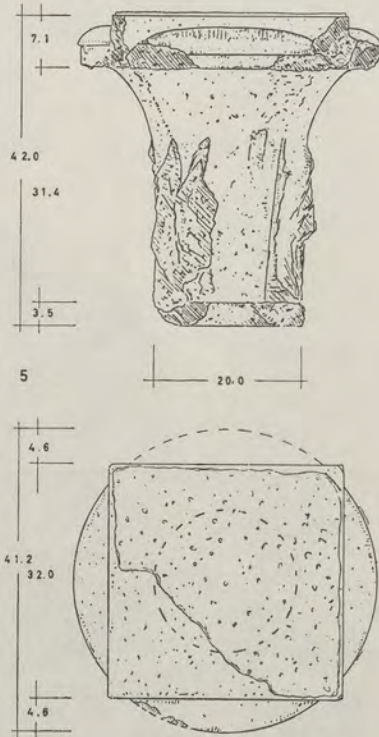


Abb. 13. Burg Krautheim, Kapelle. Weinlaubornament und Tragefigur.

Die Fenster des Kapellenraumes sind sparsam verteilt: An der Talseite öffnen sich je ein hohes Spitzbogenfenster im Altarraum und im östlichen Teil des Hauptraumes, auf der Empore geben dazu ein Doppelfenster mit Sitzbänken und darüber ein Rundfenster in schräger Wandnische Licht. Nach dem Hof zu sind ein großes zweiteiliges Spitzbogenfenster auf der Empore und drei spitzbogige Scharfenfenster am Gang zum Palas angebracht. Eine eigentümliche, mit er-

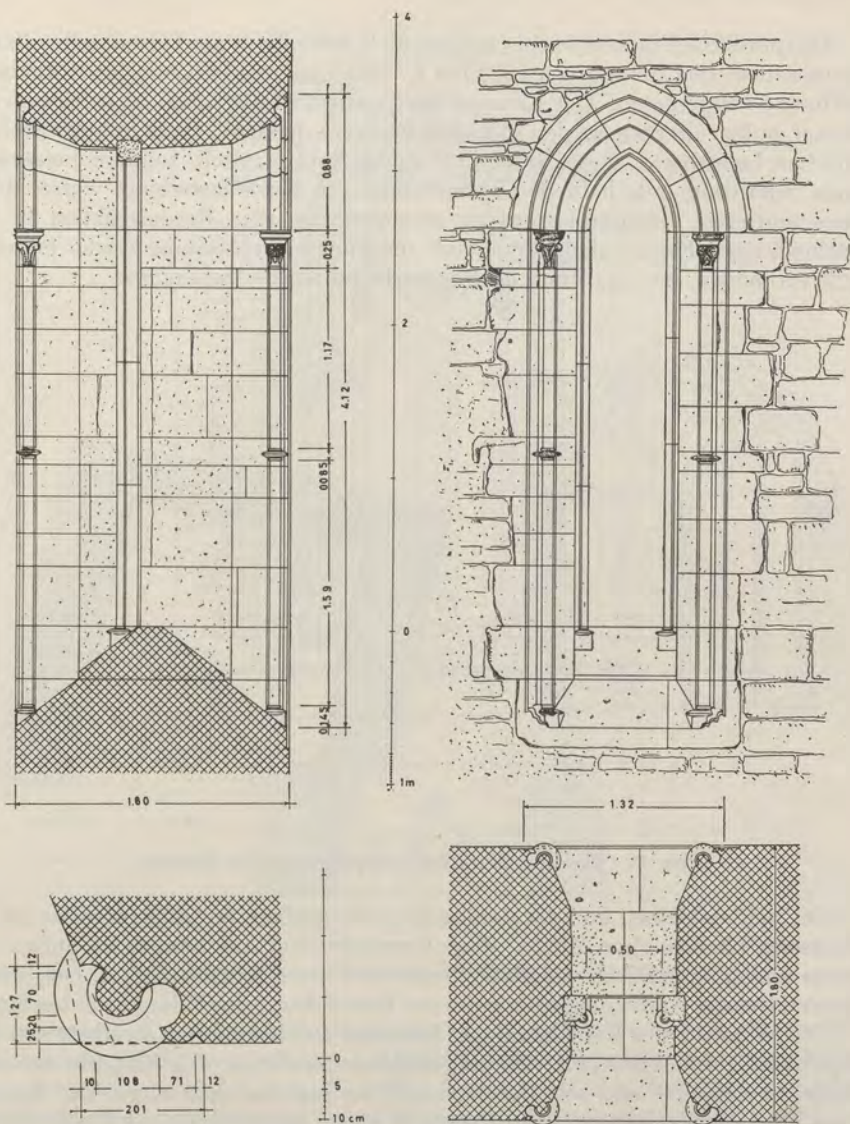
gänzlichem Vierpaß gefüllte Öffnung liegt schließlich in der Schildwand des Schiffgewölbes an der Nordseite. Dieses Fenster verbindet den Kapellenraum mit einem oberen Gang, der vom Palassaal zum Raum über dem Schiffgewölbe emporführt. Das Rundfenster in der östlichen Polygonseite des Altarraumes entstammt nach Aussage seiner gekehlten Vierpaßfüllung dem 16. Jahrhundert, das zweite unterhalb der Empore (zum Hof) angebrachte Rund wurde erst bei der Restauration an Stelle einer Türe eingebaut.

Die hohen Fenster der Südseite öffnen sich nach beiden Seiten in tiefen, von reichem Profil umrahmten Nischen, die beiderseits stark geschrägt sind. Im



Plan 12. Kapelle. Bruchstück des Kapitells der Emporenstütze.

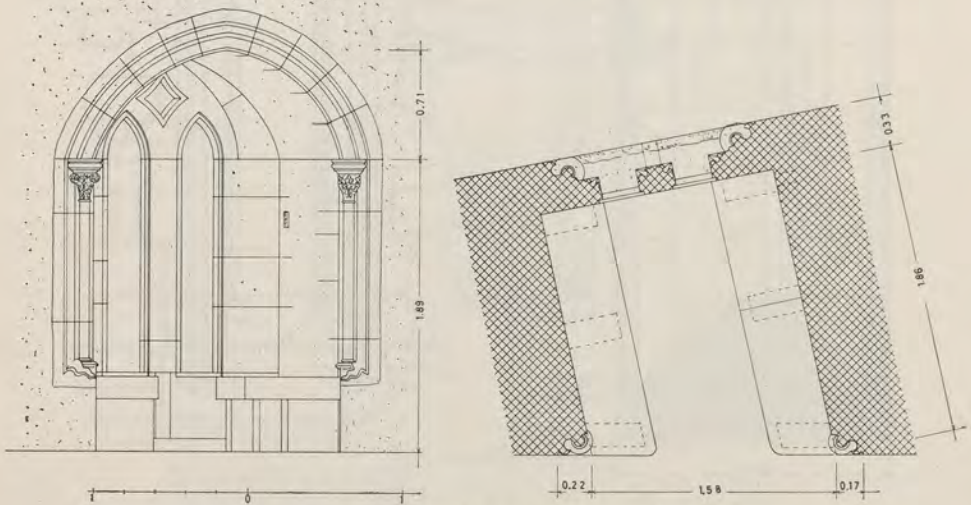
umlaufenden Profil folgt auf einen gekehlten Halbrundstab ein dienartiges, gewirteltes Säulchen vor einer tiefen Kehle, das auf einem Sockel mit flacher Basis steht und in Kämpferhöhe ein phantasievoll gearbeitetes kleines Kapitell trägt. Oberhalb der Deckplatte setzt sich das Säulchen als Stab im Bogen fort. Die übrigen Glieder des Profils laufen ohne Unterbrechung durch und werden unterhalb der Basen wurzelförmig zusammengeführt. Die Lichtweite der beiden Fenster beträgt heute 0,50 m, die ursprüngliche Öffnung war dagegen nur etwa 0,20 m breit. Der Befund vor der Restauration beweist, daß die Fenster — wohl im späten Mittelalter — erweitert wurden, wobei der äußere Rahmen zwar erhalten blieb, die inneren Gewände jedoch ausgestemmt wurden.¹⁷ Spuren der Abarbeitung sind in den Fensterbänken und Leibungen noch deutlich zu erkennen. Der heutige innere Rahmen entstammt dem 19. Jahrhundert.



Plan 13. Kapelle. Südliches Kapellenfenster.

Das zweiteilige südliche Emporenfenster liegt in einer schrägen Nische mit Sitzbänken. Seine beiden schmalen Spitzbogenöffnungen werden von einer äußeren spitzbogigen Blende eingefasst, im Zwickel der Bögen durchbricht eine Raute mit eingezogenen Seiten die Füllplatte. Am äußeren Rahmen entfaltet sich ein vielgliedriges Profil, das in seinen Einzelheiten mit den südlichen hohen Fenstern und den Oberlichtöffnungen des Palasportals zusammengeht; innen ist die Nische durch Rundstäbe mit Basis und Kapitell eingerahmt. Das über dem Doppelfenster liegende Rundfenster wird innen von einem gewirbelten Rundstab eingefasst, das Gewände an der Außenseite von einem Profilsaum geziert. Die Füllplatte ist ergänzt.

Das nördliche Emporenfenster entstammt in seiner heutigen Gestalt teilweise der Restauration; den Befund von 1888 hat K. Staatsmann jedoch in einer Aufnahmezeichnung festgehalten. Der Rahmen des Fensters ist alt; innen ist er einfach geschrägt, außen aber wie an den südlichen Fenstern durch ein Profil mit gewirbeltem Säulchen bereichert. Dieses trägt hier jedoch kein Kapitell, sondern beiderseits einen Schaftring unterhalb der Kämpferlinie. In der Fensterbank waren Reste eines mittleren Teilungspostens zu erkennen, die eine Rekonstruktion in der gegenwärtigen Form nahelegten. Auch die inneren Profilsäume waren teilweise noch vorhanden, nur das Rund im Bogenscheitel wurde frei ergänzt.



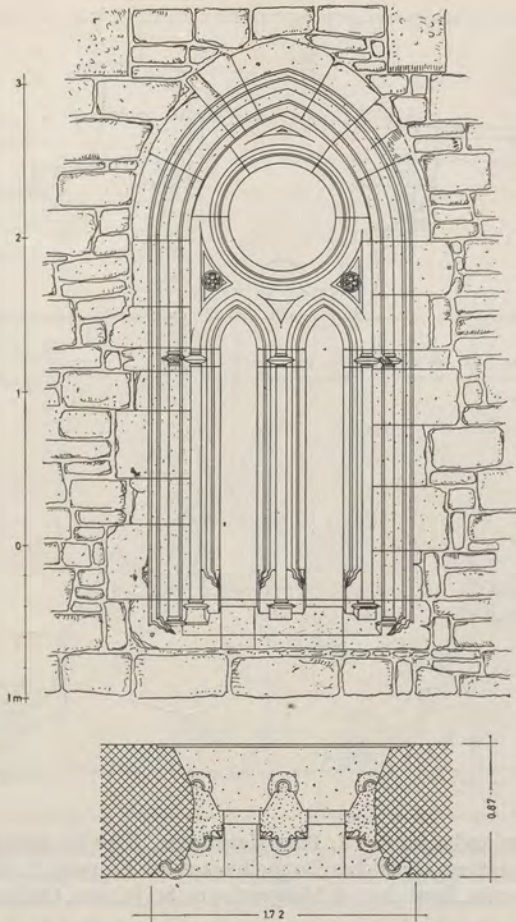
Plan 14. Kapelle. Südliches Doppelfenster der Empore.

Die beiden kleinen und das darüberliegende größere Spitzbogenfenster an der Nordseite blieben ohne Zierat. Ihre Gewände sind aus Sandstein, außen mit einem umlaufenden Stab eingefasst. Innen sind die Nischen verputzt. Die beiden unteren Fenster waren möglicherweise zur Bestreichung des Palasportals bestimmt.

Die Wände des Kapellenraumes bestehen aus lagerhaften Bruchsteinen von Muschelkalk, die Architekturteile aus gelblichem Sandstein. Die Mauerflächen sind durchweg verputzt und seit der Restauration zartrosa gestrichen. Der heutige Fußboden ist aus Mettlacher Fliesen in einem ungünstigen, die Raumwirkung störenden Muster hergestellt, hat aber etwa die alte Höhenlage.

Die einzelnen Elemente der Architektur verdienen eine genauere Betrachtung. Die Sockel der Dienste im Altarraum bestehen aus zwei verschieden großen, ungliederten Sockelteilen, zwischen denen eine Schräge vermittelt. Die Sockel des Hauptraumes sind dagegen infolge des Höhenunterschiedes im Fußboden dreiteilig gebildet. Die flachen, tellerförmigen Basen liegen unmittelbar auf dem Sockel und durchdringen sich mit ihm an ihrer Unterseite; das Basisprofil enthält einen oberen Ring mit angearbeitetem Plättchen, eine tief unterschnittene Kehle und einen am Rand geschärften großen Teller. Auf die unter der Basis hervortretenden Ecken des Sockels legen sich fein ausgearbeitete blattartige Eckverzierungen.

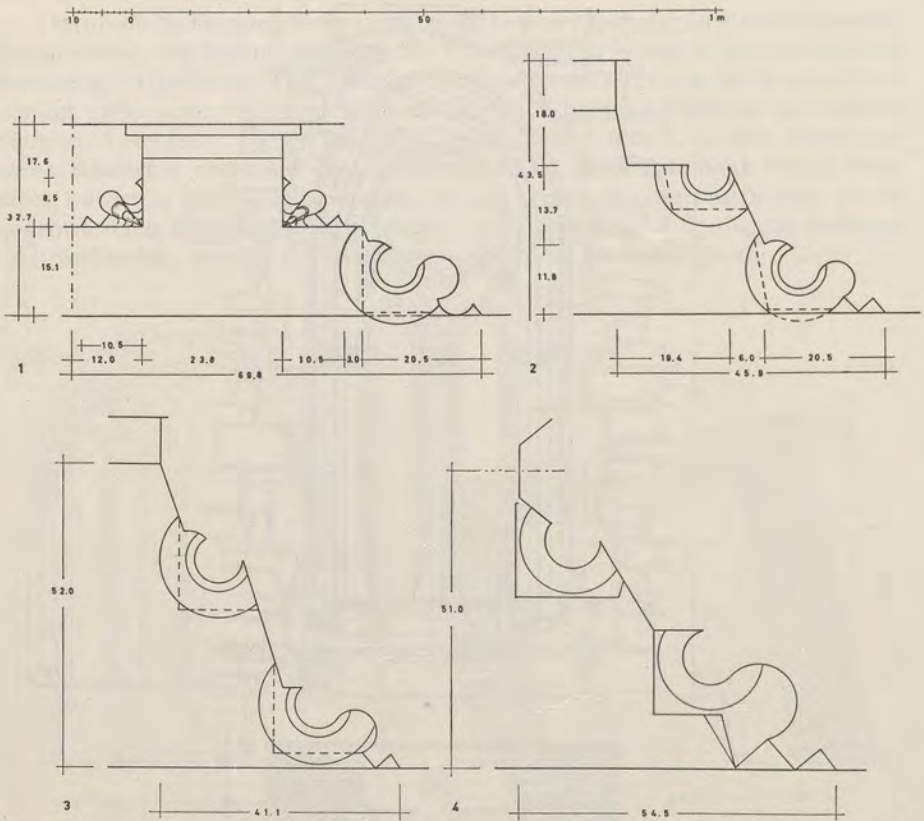
Die 0,12 bis 0,13 m starken Dienste sind als selbständige Sandsteinzylinder in die Raumecken eingestellt. Ihre Einzelteile werden durch Wirtel verbunden, die



Plan 15. Kapelle. Nördliches Doppelfenster der Empore.

mit einem angearbeiteten rückwärtigen Ansatz tief in die Wand eingreifen und so die Stabilität des Systems sichern. Ihr Profil gleicht einer zweiseitig ausgebildeten Basis; ihre Höhe beträgt 0,15 m, die größte Ausladung 0,11 m. Die Anschlußflächen der Wirtel sind ebenso wie die Schnittflächen der Dienste ausgehöhlt, um Mörtel zur Verbindung der Bauglieder aufzunehmen. Die Deckplatten der Kapitelle zeigen in ihrem Aufbau über einem unteren Wulst mit schrägem Plättchen eine tiefe Kehle, abgeschlossen durch einen kantigen Stab, und eine obere rechteckige Abschlußplatte. Sockel und Deckplatten sind im Altarraum und bei den Stützen auf der Empore übereck gestellt, im unteren Hauptraum dagegen mit den Kanten parallel zur Wand gerichtet. Eine Ausnahme macht nur der nordöstliche Eckdienst des Hauptraumes, der im Gegensatz zu den übrigen Diensten im Untergeschoß übereck gestellt ist.

Die Gewölberippen des Altarraumes steigen zunächst über rechteckigem Grundriß auf und entwickeln dann in einer Höhe von 0,20 m oberhalb der Deckplatten aus wurzelförmigem Anfänger ein reiches Profil, dessen Schnittbild drei durch fortlaufendes Sternchenmuster getrennte Rundstäbe zeigt. Der mittlere Stab

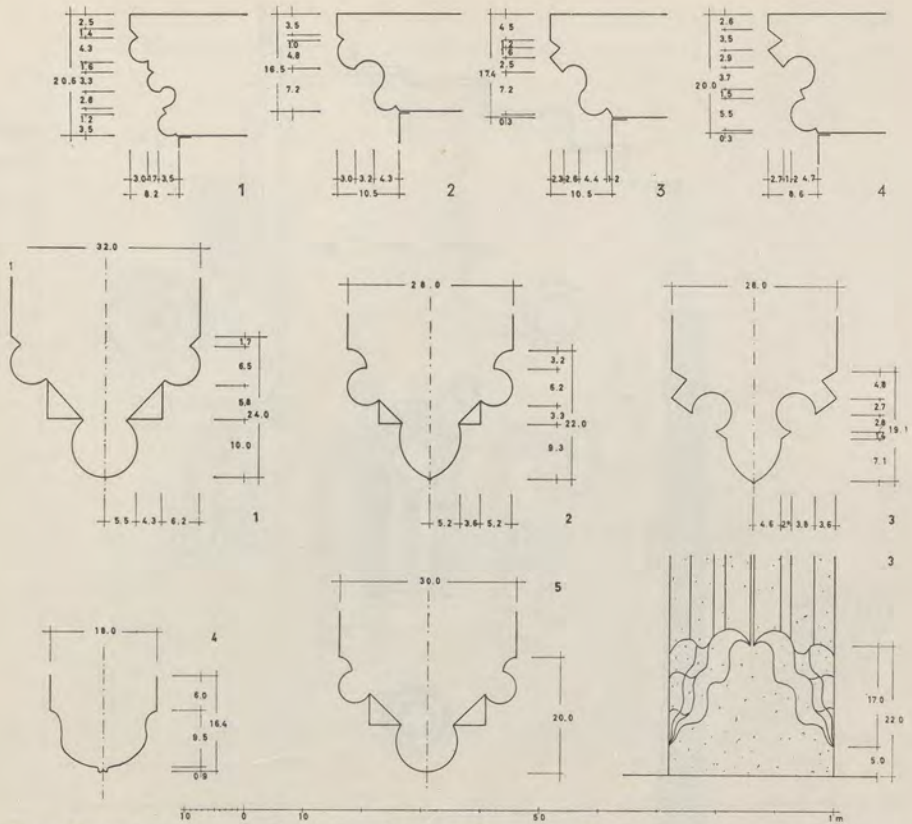


Plan 16. Fenster-Gewändeschneitte. 1. Burg Krautheim, Kapelle, südliches Doppelfenster der Empore; 2. desgleichen, nördliches Doppelfenster der Empore; 3. Heilbronn, Deutschhauskirche, Ostfenster im Turmchor; 4. Mergentheim, St. Johann, Ostfenster im Altarraum.

ist geschärft, die beiden seitlichen, schwächeren Rundstäbe werden durch kleine Kehlen an das Grundrechteck angeschlossen. Das Sternchenmuster ist aus dem Diamantschnitt abgeleitet, dessen vierseitige Pyramiden jeweils in der Mitte der vier Seitenflächen eingekerbt sind. Die einzelnen Rippenstücke tragen an ihrer Oberseite Auflagerflächen für die Gewölbekappen. Die Rippen im Hauptraum haben bei etwa gleichen Abmessungen eine andere Form: Aus der rechteckigen Grundform entwickelt sich mit wurzelförmigem Anfänger ein dreiteiliges Profil, dessen geschärfter mittlerer Rundstab von zwei seitlichen, durch tiefe Kehlen getrennten kantigen Stäben begleitet wird. Die Kehlen sind hierbei auffallend stark unterschritten.

Der **Schlufstein** des Altarraums ist als flache Scheibe auf den Kreuzungspunkt der Rippen aufgelegt. Seine Form wird durch einen äußeren umlaufenden Ring bestimmt, um den sich acht vom Zentrum her entwickelte Halbpalmetten schlingen. Im Inneren dieses Ringes bleibt Raum für eine vielblättrige Rosette, die aus zwei Blattkreisen mit mittlerem Knopf aufgebaut ist.

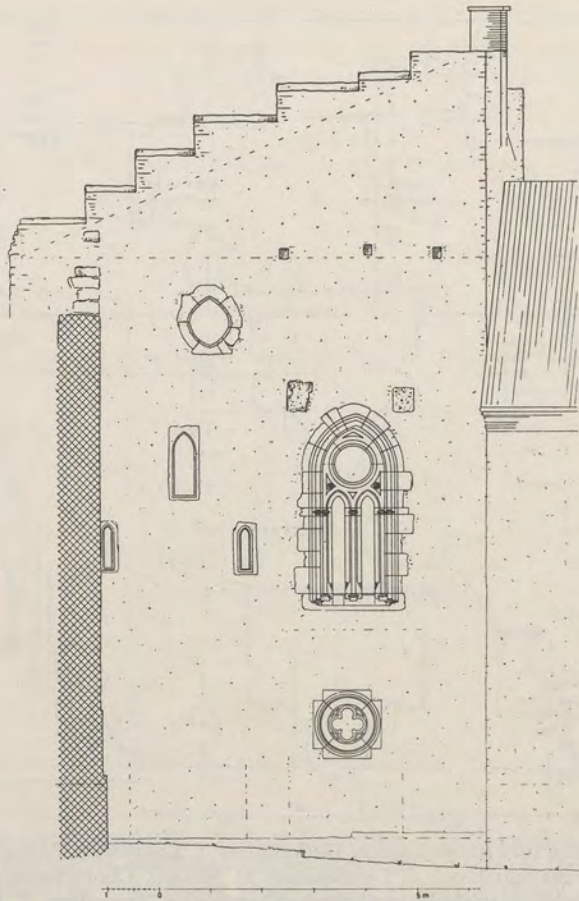
Alte **Ausstattungsstücke** der Kapelle sind nicht mehr vorhanden. Nur ein barocker Altar hat sich erhalten, der 1747 als Nebenaltar in die Kirche zu Alt-krautheim gestiftet wurde.¹⁸



Plan 17. Deckplatten und Rippenprofile. Deckplatten: 1. Krautheim, Palasportal; 2. Bronnbach, östlicher Kreuzgangflügel; 3. Gelnhausen, St. Marien, Chorarkaden; 4. Krautheim, Kapelle. Rippenprofile: 1. Heilbronn, Deutschhauskirche, Turmchor; 2. Krautheim, Kapelle, Altarraum; 3. Krautheim, Kapelle, Hauptraum; 4. Krautheim, Emporgewölbe; 5. Maulbronn, Herrenrefektorium; 6. Rippenanfänger zu Nr. 3.

Das Äußere der Kapelle unterscheidet sich vom Palas nur durch die größeren Fenster. Die abgetreppte Mauerkrone unterstreicht auch hier den Ruinencharakter der alten Burg und verdeckt den Anschluß des Pultdaches über dem hohen Hauptraum. Der Chor ist mit einem flachen Blechdach abgedeckt.

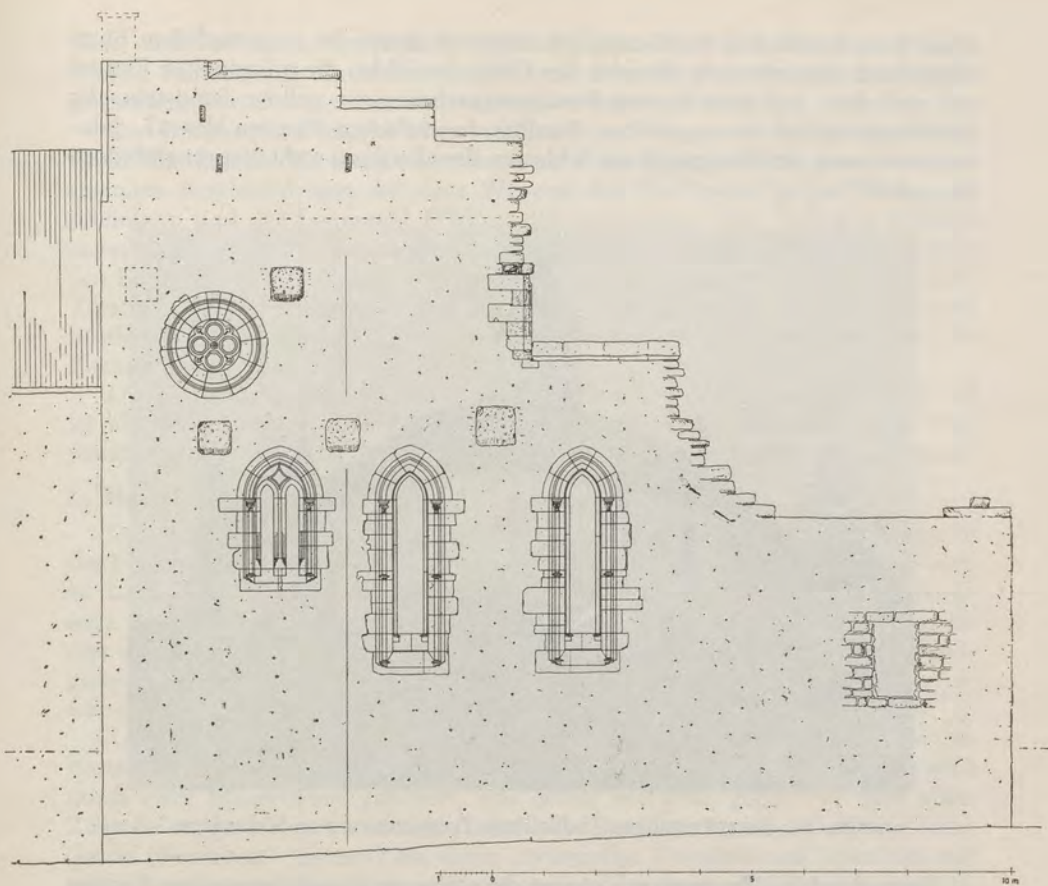
Die Hofwand ist aus rauhem Bruchstein-Mauerwerk aufgeführt und nur durch die in Sandstein gebildeten Fensteröffnungen gegliedert. Die Mauer steigt über einem unregelmäßigen Absatz in gleichbleibender Technik auf und ist an ihrer Krone in mehreren Stufen abgetreppt. Die Fugen sind überall mit Mörtel verstrichen; Unterschiede im Mauerverband — wie sie auf älteren Abbildungen deutlich hervortreten — sind heute kaum noch festzustellen. Mit Sicherheit gehört aber alles Mauerwerk oberhalb des Schiffgewölbes dem 19. Jahrhundert an. Die Fensteröffnungen sind unregelmäßig, den Bedürfnissen des Innenraumes entsprechend in der Fläche verteilt und ordnen sich daher nicht zu einer regelhaft gestalteten Fassade zusammen. Erwähnenswert sind zwei oberhalb des Doppelfensters in der Wand sitzende Reste von Tuffsteinkonsolen (siehe unten), sonstige Architekturglieder fehlen.



Plan 18. Hofwand der Kapelle.

Auch an der Talseite ergibt sich die Anordnung der schmalen Fensteröffnungen aus dem Aufbau des Innenraumes und erstrebt keine Fassadenwirkung. Der untere Teil der Mauer ist stellenweise verputzt, dabei könnte es sich noch um Reste der ursprünglichen Putzschichten handeln. Auch hier begegnen die schon an der Hofseite beobachteten eigentümlichen Tuffsteinkonsolen oberhalb der Fenster. Ihre Bedeutung ist nicht sicher geklärt. Staatsmann¹⁹ meinte auf Grund der Aussage eines alten Krautheimer Bürgers, die Konsolen hätten dicke, ausheb- bare Holzläden getragen, „welche die Kapelle vor Witterungseinflüssen, wie vor feindlichen Angriffen schützten“. Mehr Wahrscheinlichkeit hat jedoch die Annahme kleiner Schutzdächer für sich, die oberhalb der Fenster — an der Fassade entlang- laufend — in Holzkonstruktion ausgeführt waren und in Darstellungen der mittel- alterlichen Malerei, sowie in Italien überliefert sind.²⁰ Jedenfalls ist diese Ein- richtung auf deutschen Burgen sonst kaum bekannt.

Die Außenwand des Altarraumes zeigt keine Besonderheiten, sie ist aus rauhem Bruchstein aufgemauert und hat keinen Sockel. Das einzige, in der östlichen Poly- gonseite liegende Rundfenster ist ohne Schmuck mit rauhem Tuffsteingewände



Plan 19. Südseite der Kapelle.

gebildet und mit spätgotischem Vierpaß-Maßwerk aus gelbem Sandstein gefüllt. Das Fenster kann erst nach der Zerstörung des Palas eingebrochen worden sein.

Die Westwand liegt nur in ihrem oberen Teil frei, der sich über das Dach des angebauten östlichen Schloßflügels erhebt. Das Mauerwerk gehört hier meist dem 19. Jahrhundert an und bietet außer einer schräglaufenden Sandsteinrinne zur Ableitung des Regenwassers keine bemerkenswerten Einzelheiten. Insbesondere ist nicht mehr zu erkennen, ob ältere Burgebäude an die Kapelle anschlossen. Vermutlich hatte die Kapelle eine schmucklose westliche Giebelwand ohne Fenster.

6. Das Schloßgebäude

Das Schloßgebäude, heute ein dreigeschossiger, schlichter Bau aus Kalkbruchstein, nimmt die Süd- und Westseite des Burgbezirkes ein. Seine Hauptteile sind der hohe, achteckige Treppenturm, der westliche Schloßflügel mit angebautem Risalit und der östliche Schloßflügel zwischen Treppenturm und Kapelle. Äußerlich erscheint das Schloß als einheitliches Bauwerk, das von einem großen Satteldach bedeckt ist und im Charakter des Mauerwerks und der Fensteröffnungen keine großen Unterschiede aufweist. Die Hofwände sind durchweg verputzt; die Außenwände lassen stellenweise größere lagerhafte Kalksteine erkennen, wie sie an der

alten Burg anzutreffen sind, enthalten also noch Reste der ursprünglichen Burgumfassung. Den einzigen Schmuck des Gebäudes bilden die gekuppelten Fenster mit einfachen, gut gezeichneten Renaissancerahmen aus gelbem Sandstein, der Renaissancegiebel des westlichen Risalites in einfachen Formen des 17. Jahrhunderts sowie der Nordgiebel des Schlosses, der allerdings nicht ursprünglich dorthin gehört.²¹



Abb. 14. Burg Krauthcim. Schloß mit Treppenturm von Südwesten.

Der achteckige Treppenturm nimmt die steinerne Wendeltreppe zur Verbindung der Stockwerke des Schlosses auf; er ist in seinem unteren Teil in Kalkstein, im oberen in verputztem Fachwerk ausgeführt. Seine Hofseite ziert in etwa 4 m Höhe über dem Boden ein aus Sandstein gefertigtes Wappen des Mainzer Erzbischofs Johann Schweikhard von Kronberg (1604—1626), das vermutlich vom ursprünglichen Portal des westlichen Schloßflügels hierher versetzt wurde. Im Inneren des Turmes sind die beiden Türrahmen der Eingänge zum ersten und zweiten Stockwerk zu erwähnen, sie zeigen schlichte Renaissanceformen und tragen beide die Jahreszahl 1612.

Der westliche Schloßflügel folgt im wesentlichen der alten Mantelmauer der Burg. Insbesondere verrät die Außenwand des Erdgeschosses mit einer Mauerstärke von 1,70 bis 2,20 m und engen Schartenfenstern an der Südwest- und Westseite ihren mittelalterlichen Ursprung. Vermutlich wurde der Westflügel — gleichzeitig mit dem Treppenturm — unter weitgehender Wiederverwendung mittelalterlicher Bauteile errichtet. Seine ehemalige westliche Giebelwand wurde erst im 19. Jahrhundert abgetragen bzw. in der heutigen Halle durch Eisenstützen abgefangen.

Der westliche Risalit scheint vor die 2,20 m starke Umfassungsmauer vorgesetzt zu sein; seine äußere Mauerstärke beträgt 1,30 m, die innere dagegen nur etwa 0,65 m. Der Bau enthält die einzigen Gewölbe des Schlosses, einen tonnengewölbten Raum im Erdgeschoß mit der Richtung der Gewölbeachse von

Nord nach Süd und im ersten Stock einen ähnlichen Raum mit einer Tonne rechtwinklig zur ersten.²² In diesem Bauteil muß die nach dem Umbau der Kapelle geschaffene Torfahrt der alten Burg gesucht werden (vgl. S. 100).

Der östliche Schloßflügel liegt zwischen dem Treppenturm und der Westwand der Kapelle. Er enthält den heutigen Zugang zum Schloß, einen weit gespannten Sandsteinbogen mit dem Wappen des Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn und der Jahreszahl 1723 an der Außenseite. Der Torbogen führt in einen großen, niederen Raum, der bis zum späten 19. Jahrhundert als Torfahrt in den Burghof diente und nach 1887 zur Eingangshalle umgebaut wurde. Über dem Türsturz der Verbindungstür von der Halle zum westlichen Schloßflügel tritt wiederum die Jahreszahl 1723 auf und gibt eine glaubwürdige Nachricht über die Bauzeit.

Die Einrichtung des Schlosses entstammt durchweg den Jahren nach 1887 und ist als Beispiel einer einheitlichen Ausstattung im Stil dieser Zeit unter Verwendung wertvoller alter Möbel und Kunstwerke von ganz besonderem Interesse.

7. Die Außenwerke

Die Außenwerke ziehen sich als hohe Stützmauern an der Süd- und Westseite der Burg hin und sind mit der Krautheimer Stadtbefestigung verbunden. Im Süden ist der Burg auf diese Weise ein etwa 8 m breiter Zwinger vorgelegt, an der Westseite führt die Außenmauer nach der Einmündung des Burgweges unmittelbar an den westlichen Risalit des Schlosses heran, um dann als Stützmauer des Schloßgartens (an Stelle des ehemaligen Grabens) an die Krautheimer Stadtmauer Anschluß zu finden.²³

An der Südseite beginnt die Zwingermauer unterhalb des Schulhauses als Fortsetzung der Stadtmauer und verläuft dann in südwestlicher Richtung. Sie wird durch zwei Mauertürme gesichert, von denen der erste gegenüber dem alten Zehntkeller, der zweite an der Südwestecke des Burgbezirkes liegt. Der erste Turm (heute „Fuchsbau“ genannt) hat unten kreisrunden Grundriß und lehnt sich mit seiner abgeplatteten Innenseite an die Mauer an. Von seinen drei Geschossen ist das unterste gewölbt; das achteckige Wohngeschosß und das schiefergedeckte Zeldtack wurden erst nach 1887 aufgesetzt. Das untere, im Kugelgewölbe geschlossene Stockwerk zeigt nach Südosten hin eine Schlüsselscharte in tiefer innerer Mauernische. Vom Innenraum führt nach Nordwesten der Anfang eines verschütteten unterirdischen Ganges, der wahrscheinlich mit dem noch erhaltenen Gang unter dem Schloßgarten zusammenhing. Bis zum zweiten Turm an der Südwestecke wird die Mauer in ihrem Verlauf nur durch einen auf Konsolen vorgekragten, etwa 3 m breiten Ausbau unterbrochen.

1953 wurde im Zuge der Zwingermauer gegenüber der Südostecke der inneren Burg die sorgfältig gemauerte Ecke einer hohen Quaderwand aus Tuffstein aufgedeckt, die entsprechend dem Knick in der inneren Burgumfassung eine stumpfwinklige Ecke bezeichnet. Die Tuffquadern sind in den unteren Schichten der südlichen Zwingermauer noch etwa 23 m weit nach Westen in einer Höhe von 2 bis 3 m zu verfolgen. Das Tuffstein-Mauerwerk entspricht im Charakter dem des Bergfrieds und gibt die Mauer als Rest eines Torzingers aus der ersten Bauperiode zu erkennen.²⁴

Der zweite Mauerturm springt an der Südwestecke des Burgbezirkes aus der Mauer hervor und ist an seiner Innenseite abgeplattet. Er wurde 1845/46 „zur Verminderung des Druckes“ mit Erde aufgefüllt, da das Mauerwerk schadhaft war. Eine 1,10 m starke Mauer führt von hier aus nach Nordwesten zu dem west-

lichen Torbogen, der noch heute den Eingang in den Burgbezirk vom Tal her vermittelt. Der Bogen ist aus grauem Sandstein gefügt und an seiner Außenseite profiliert; der Schlußstein trägt das Wappen des Erzbischofs Wolfgang von Dalberg mit der Jahreszahl 1594. Der reizvolle Oberbau aus Fachwerk entstammt der Restaurationsperiode des späten 19. Jahrhunderts.

Vom Torbogen aus lief die Mauer ursprünglich auf den westlichen Risalit des Schlosses zu; heute steht der sogenannte „Neubau“ an dieser Stelle. Ehemals muß der Burgweg, gesichert durch die Zwingermauer, an der Westseite des Schlosses entlanggeführt und in den alten Torbau gemündet haben. Von dem Risalit geht die Mauer zunächst gerade, dann zweimal geknickt nach Nordwesten als hohe Stützmauer weiter, bis sie an die westliche Stadtmauer von Krautheim unterhalb des Kreisaltersheimes anschließt. Sie ist in ihrem unteren Teil gebösch, zum Teil unter Verwendung von großen Tuffquadern.

Unmittelbar an der Grenze des Burggrundstücks liegt ein heute als Waschküche benutzter Bau, der im Erdgeschoß und im Keller je einen rechteckigen Raum enthält. Die obere Plattform mit Erkerausbau gehört dem 19. Jahrhundert an, die übrigen Teile könnten jedoch im Kern älter sein. Die Lage des Bauwerks und der dort befindliche Anfang des unterirdischen Ganges deuten auf einen Zusammenhang mit der spätmittelalterlichen Außenbefestigung der Burg.²⁵

Dem Verlauf der ehemaligen nördlichen Wand des Halsgrabens folgend, zieht sich eine stark verfallene, teilweise geflickte Stützmauer hin, die an der Nordecke des Burgbezirkes auf eine den Graben quer durchschneidende Sperrmauer stößt. Diese führt zu einem Rundturm, der unmittelbar vor der Schildmauer liegt und dem Verteidigungssystem des Spätmittelalters angehört. Der Turm hat einen Durchmesser von etwa 6,50 m, das Turminnere ist heute verschüttet. Nördlich vom Turm hat sich jedoch ein großer gewölbter Kellerraum erhalten, der neben dem unterirdischen Gang am Turmfuß zugänglich ist. Eine weitere, am Rand des Grabens gelegene Mauer trennt den Burgbezirk vom anschließenden Gelände des Kreisaltersheimes.

Der wohlerhaltene unterirdische Gang verläuft von dem Rundturm unterhalb der Schildmauer unter dem Garten entlang bis zur Waschküche. Vermutlich setzte er sich in der anderen Richtung früher noch bis zum sogenannten „Fuchsbau“ fort. Der erhaltene Teil des Ganges ist aus Kalkbruchstein gemauert, 1,80 m hoch und 0,80 m breit. Er wurde nicht in den Felsen gehauen, sondern auf der Grabensohle vor der Zuschüttung des Burggrabens aufgemauert und diente zur unterirdischen Verbindung wichtiger Punkte des äußeren Verteidigungssystems an der Bergseite.

Der Burggraben ist nur in seinem östlichen Teil noch erkennbar, die westliche Hälfte ist zugeschüttet und als Schloßgarten bepflanzt. Seine größte Breite betrug etwa 20 m, die Tiefe etwa 15 m. Ob der Graben mit Futtermauern versehen war, ist nicht mehr festzustellen.

VI. Die Baugeschichte der Burg

1. Die staufische Zeit

Die Baugeschichte der Burg ist aus urkundlichen Nachrichten allein nicht zu klären; erst die genaue Analyse des Bauwerkes vermag sichere Anhaltspunkte für den mutmaßlichen Entstehungsvorgang zu vermitteln. Die wenigen Ur-

kundenstellen, die sich auf Bauarbeiten beziehen, stammen aus dem späten Mittelalter; alle älteren erhaltenen Angaben beschränken sich auf die Nennung der Burg oder einzelner ihrer Teile.

Unter diesen Voraussetzungen kann sich die Baugeschichte bis 1525 auf folgende Nachrichten stützen:

1. 1225 tritt ein „Iapicida“ Richard aus Hall für die drei Brüder von Krautheim als Zeuge auf. Die Urkunde behandelt sonst keine Bauvorgänge (WUB 3, Nr. 694).
2. 1239 verkauft Konrad von Krautheim die Burg Krautheim und andere Güter an seinen Schwager Gottfried von Hohenlohe. In dieser Urkunde wird erstmalig das „castrum Crutheim“ genannt, ebenso zwei Orte Krautheim (WUB 3, Nr. 928, und Hohenl. UB 1, Nr. 184).
3. Ein Teilungsvertrag von 1330 zwischen Gottfried von Hohenlohe und seiner Frau Elisabeth einerseits und dem Erzbischof Balduin von Trier, dem Vormund des Erzbistums Mainz, hat die „Veste Krutheim burg und stadt“ zum Inhalt (Bayrisches Staatsarchiv Würzburg, Photokopie in Krautheim).
4. Von 1342 datiert ein weiterer Teilungsvertrag zwischen Hedwig, der Witwe des Grafen Boppo von Eberstein, und Elisabeth von Hohenlohe über Burg, Stadt und Herrschaft Krautheim (Bayrisches Hauptstaatsarchiv München, Photokopie in Krautheim).²⁶
5. 1435 durfte Veit von Hehenriet 150 fl. verbauen (Mainzer Ingrossaturl. 28 a, 77).
6. 1457 verpflichtete sich der Kurfürst von Mainz, an Konrad von Hehenriet und seine Gattin Else 250 fl. von seinem Vorgänger verbautes Geld zurückzuerstatten („an den obgenant schloß cruteym, als sie das innehat, verbuet“) (M. Ingr. 27, 242).
7. 1458 entschied Eberhard von Eppenstein zwischen Erzbischof Dietrich von Mainz und Wilhelm von Rechberg wegen angeblich verbauten Geldes im Schloß zu Krautheim (M. Ingr. 27, 358).
8. Wilhelm von Rechberg verzichtete 1459 auf das Baugeld, das sein Vater in Krautheim verwendet hat (Mainzer weltl. Schrank B. 65, Nr. 106).
9. 1472 ist Johann von Heydeck im Besitz Krautheims an Stelle von Simon von Stetten. Er durfte 500 fl. verbauen („nachdem das obgenant slois Krutheim buwefellig is“) (M. Ingr. 32, 229).
10. 1476 erlaubte Erzbischof Diether von Mainz dem Wilhelm von Rechberg, 750 fl., später 1000 fl. zu verbauen („nachdem das gemelt sloiss Crutheim mit sinem begriff hofen husen und schuern buwefellig is“) (M. Ingr. 37, 30 und 39 b, 25).
11. Am 17. Juli 1525 beschwerte sich der Amtmann Marx Stumpf von Schweinberg in einem Schreiben, daß die Mergentheimer Bauern das Schloß zerstört und niedergebrannt haben (Staatsarchiv Stuttgart, Bauernkrieg, Fasc. 7, Kasten 124, Fach 22).

Wichtig ist unter diesen Nachrichten vor allem die erste Nennung der Burg Krautheim im Jahre 1239 und die Aufzählung einzelner Teile der Burganlage in den Verträgen von 1330 und 1342: Der Bergfried, die Kapelle, eine Zisterne und das Torhaus sind darin urkundlich bezeugt. Die späteren Urkundenstellen bestätigen eine ziemlich rege Bautätigkeit in den Jahren zwischen etwa 1450 und

1480 und beziehen sich mit einiger Sicherheit auf Arbeiten am Obergeschoß des Palas und auf die Errichtung der Außenwerke, möglicherweise zum Teil auch auf die Krautheimer Stadtmauer.

Ehe den historischen Nachrichten die Untersuchung der Bauten folgt, sollen die bisher vorliegenden Erklärungsversuche der Baugeschichte kurz angeführt werden:

O. S c h ö n h u t h hatte als erster in den Gewölbeformen von Chor und Hauptraum der Kapelle Unterschiede festgestellt und deshalb die Möglichkeit mehrerer Bauzeiten der Kapelle erwogen. Er hat das Bauwerk genau untersucht und beschrieben und kam zu dem Ergebnis, daß die Kapelle „im zwölften Jahrhundert (unter den Dynasten von Crutheim) begonnen und im dreizehnten (unter den Grafen von Eberstein) ausgebaut wurde“.²⁷

S t a a t s m a n n²⁸ meinte, die Burg sei „in rascher Folge erbaut worden und von vorneherein mit Ummantelung, Palas mit Kapelle und Berchfrit versehen“ gewesen. Er gelangt zu dem Schluß, daß „die Erbauung der Burg (also auch der interessanten Burgkapelle) etwa in die Jahre 1225 bis 1233 zu setzen ist. Hierfür könnte auch sprechen, daß 1225 ein lapicida (Steinmetzmeister) Richard aus Hall und 1231 zwei Laienbrüder, conversi des Klosters Schöntal (Beringer und Heinrich), für Konrad von Crutheim als Zeugen auftreten.“

H o t z²⁹ vertrat 1937 die These, der runde Bergfried, der Palas und Teile der Kapelle entstammten der „ältesten Bauperiode“, die Torfahrt habe sich ursprünglich auf der Südseite befunden, darüber eine kleine Kapelle. „Als die Burg 1239 in den Besitz Gottfrieds von Hohenlohe kam, mochten dem anspruchsvollen Getreuen Friedrichs II. die alten Räumlichkeiten nicht mehr genügt haben. Er erweiterte vor allem die Kapelle, indem er den Raum der Torhalle hinzunahm und einen polygonalen Chor in das östlich angrenzende Bauefüge des Palas hineinstellte. Der alte Kapellenbau blieb als Empore erhalten. Die Bogen der Torhalle wurden vermauert und gaben sich künftig als Nischen . . . Die verwinkelte Anlage macht überall das Ineinandergreifen von zwei Bauzeiten deutlich.“ Im Widerspruch hierzu stehen freilich Hotz' spätere Angaben.³⁰ Er sagt unter anderem: „Das Portal lag, bevor die Kapelle gebaut wurde, in der Mitte der Hoffront des Palas. Es gab dem ganzen Bauwerk ein festliches Gepräge und wirkte als Blickfang.“ Durch den Bau der Kapelle sei das Portal dann in ein anderes Verhältnis zu den Burgbauten geraten, „seine schöne Wirkung als Mittelachse des Palas war dahin. Eingeklemmt in eine Hofwand wirkte es jetzt bei aller Großartigkeit der Einzelform wie ein mißglückter Versuch zu gotischer Monumentalität.“

Staatsmann nimmt also eine einheitliche und schnelle Entstehung der Burgbauten einschließlich der Kapelle in den Jahren 1225 bis 1233 an, während Hotz die Kapelle mit dem Palasportal als das Ergebnis eines Umbaues betrachtet, der nach 1239 durch Gottfried von Hohenlohe ausgeführt worden sein soll, wobei die ehemalige Torhalle mit einem neuen polygonalen Chor zu einem großen, zweigeschossigen Kapellenraum vereinigt wurde. Diese erste Hotzsche These bot einen fruchtbaren Ansatzpunkt zur Klärung der Baugeschichte.

Der Baubeginn der Burganlage liegt mit Sicherheit vor 1239, der ersten Nennung des „castrum Crutheim“, vermutlich im ersten oder zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Die urkundlichen Nachrichten verdichten sich nämlich erst nach etwa 1200 um die Person Wolfrads I. von Krautheim, der in enger Beziehung zum staufischen Kaiserhaus stand und damals bereits im Besitz umfangreicher Güter war. Seine Stellung hatte ihm — offenbar begünstigt durch die politischen

Verhältnisse der Zeit — zu großem Ansehen und wirtschaftlicher Macht verholfen, so daß er zu Anfang des 13. Jahrhunderts den Bau einer größeren Burg in Angriff nehmen konnte. Da auch die Erkenntnisse der Siedlungsgeschichte mit diesen Gegebenheiten übereinstimmen, kann man den Baubeginn der Burg ziemlich sicher vor 1213 setzen, das Jahr, in dem Wolfrad I. zum letztenmal urkundlich genannt wird. Bauteile aus der Zeit vor 1200 sind jedenfalls im Bereich der Burg nicht nachzuweisen, auch scheint die heutige Anlage nicht auf den Resten älterer Bauten zu stehen (hierüber könnten nur Grabungen Aufschluß geben).

Auf Grund der Analyse der erhaltenen Burgreste kann man dieser ältesten Bauperiode folgende Bauteile zuweisen:

1. Die Gesamtanlage der Burg mit der Umfassungsmauer,
2. den Bergfried,
3. den Kern des Palas (Grundmauern und Untergeschoß),
4. den Kern des Kapellenbaues, d. h. die beiden unteren Geschosse.

Die wichtigsten Kennzeichen dieser Bauteile liegen in der Art des verwendeten Materials, in der hieraus entwickelten Mauertechnik und in den Bauformen.

Das Baumaterial des Bergfrieds und des südlichen Zwingervorwerks, der Tuffstein, ist insbesondere für die älteste Periode kennzeichnend. Dieser Stein konnte bei seinem verhältnismäßig geringen Gewicht zu großen Quadern verarbeitet werden. Die teils glatten, teils gebuckelten Steine sind zum Teil gesägt, mit Randschlag versehen und sorgfältig versetzt. Kleinere Tuffsteinbrocken — wohl Abfallstücke vom Bergfried — kommen auch am Palas und an der Schildmauer vor. Die Umfassungsmauer sowie Palas und Kapelle sind in ihren ältesten Teilen aus lagerhaften, hammerrechten Kalkbruchsteinen errichtet. Die Schichten sind verschieden hoch, aber in gutem Verband versetzt, nur an der Hofseite ist die Ausführung weniger sorgfältig. Gelber Sandstein wurde in der ersten Bauperiode nur am Bergfriedeingang und an den Palasfenstern verwendet.

Die Bauformen der ältesten Bauzeit zeichnen sich durch die Vorherrschaft des Rundbogens sowie durch den Mangel an Schmuckformen und Gliederungen aus. Die Baukörper stehen in ihrer kubischen, strengen Umrißform unvermittelt nebeneinander und sind kaum über den Zweckbau hinaus zu einer repräsentativen Haltung gesteigert. Die flächenhaft geschlossenen Wände betonen den Wehrcharakter, größere Öffnungen fehlen. Der Ausdruck des Mauerwerks und der Einzelformen ist erst und zurückhaltend und erinnert an Granitformen, reichere Gliederungen oder Zierat wurden nicht angestrebt.

Von der Strenge dieser älteren Bauteile heben sich die differenzierten und mit beträchtlichem Aufwand gebildeten Details der Kapelle und des Palasportals deutlich ab. Eine genaue Untersuchung dieser Bauteile erweist ihre Entstehung in einer zweiten Bauperiode. Insbesondere sprechen folgende Beobachtungen für eine solche Annahme:

Die Grundrißanlage — besonders am Zusammenstoß von Palas und Kapelle — ist auffallend verwinkelt und unklar. Der Chor der Kapelle ist unorganisch in den südlichen Teil des Palas hineingeschoben. Die südliche und die beiden nördlichen Nischen im unteren Kapellenraum sind aus dem heutigen Grundriß- und Raumbild der Kapelle nicht zu erklären, ebensowenig der Knick in der südlichen Außenwand. Die Lage des Palasportals, eingeklemmt zwischen die Palasfenster und die Hofwand der Kapelle, kann nicht dem ursprünglichen Plan angehören.

Schließlich stimmen die Geschoßhöhen von Palas und Kapelle nicht überein, sondern sind erst durch das dazwischenliegende Portal mit Vorplatz nachträglich einander angeglichen worden.

Diese Feststellungen werden durch eine photographische Aufnahme des Baubestandes sehr aufschlußreich ergänzt, die den Burghof vor der letzten Restauration zeigt (siehe Abb. 15). Damals waren die Mauerfugen noch nicht mit Mörtel verstrichen, sondern ließen Unregelmäßigkeiten und Baufugen noch klar hervortreten:

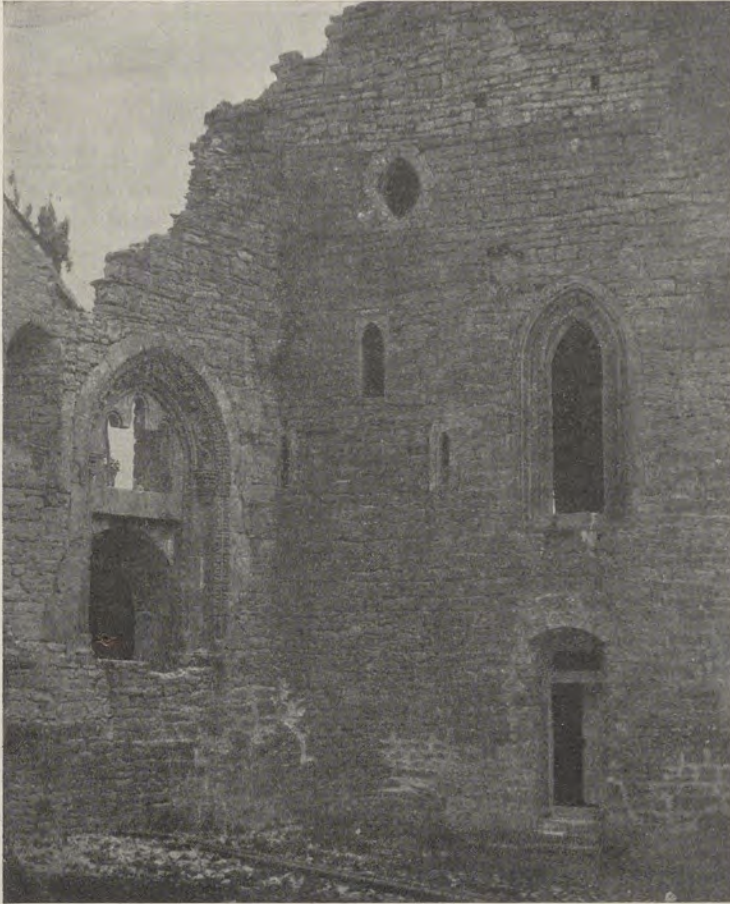


Abb. 15. Burg Krautheim, Palasportal und Kapelle vor der Renovierung.

Die Mauerteile in der Umgebung des Palasportals erscheinen auffallend uneinheitlich. Unterhalb der Schwellenhöhe des Portals zeichnet sich deutlich eine senkrechte Baufuge ab, die den Palasbau ursprünglich in einer Entfernung von etwa 2,50 m von der heutigen Kapellenwand entfernt begrenzt sein läßt. Die Sandsteine des Portalrahmens binden schlecht und unsorgfältig in das umgebende Kalkstein-Mauerwerk ein. Der Mauerverband ist besonders beiderseits des Portalbogens sehr

unvollkommen, zum Teil durch senkrecht gestellte, schmale Tuffsteine hergestellt. Das östliche der beiden Schartenfensterchen der Kapelle liegt schließlich so nahe am Anstoß der Palaswand, daß sich sein linkes Gewände nicht voll entwickeln kann.

Der Befund an der Kapellenwand ist ebenso bemerkenswert, wenn auch nicht so eindeutig: Der inneren östlichen Nische der Kapellennordwand entsprechend erscheint außen ein offenbar später eingesetztes Mauerstück (möglicherweise an Stelle einer ehemaligen Öffnung), in der westlichen Nische ein (späterer) Eingang in die Kapelle. Die Sandsteingewände der Kapellenfenster sind nachlässig in den Mauerverband der Kalkbruchsteine eingefügt. In Höhe des Bogenscheitels des Emporenfensters wechseln Farbe, Form und Schichtung des Steinmaterials, dergleichen nochmals oberhalb des Rautenfensters.

Für die Baugeschichte des Palas ergeben sich aus diesem Befund eindeutige Anhaltspunkte: In der ersten Bauperiode muß ein kleinerer Wohnbau angenommen werden, der als ein selbständiges Bauwerk etwa 2,50 m vom Kapellenbau entfernt eine eigene Außenwand besaß. Er öffnete sich in seinem Untergeschoß mit vier Rundbogenfenstern nach dem Burghofe zu und besaß im Obergeschoß vermutlich einen kleinen Saal. Der Raum zwischen Palas und Kapelle war ungebaut. Das stattliche Palasportal wurde mit Sicherheit nachträglich zwischen Palas und Kapellenbau eingefügt, um die vorher getrennten Bauteile miteinander zu verbinden. Es vermittelte den Zugang zu den Obergeschossen des Palas, insbesondere zum Saal.

Für die Entstehung der Kapelle kann — anknüpfend an Hotz' Vermutungen — nur eine hypothetische Deutung gegeben werden. Eine weitergehende Untersuchung des Mauerwerks, die diese Deutung stützen könnte, ist an den verputzten Innenwänden der Kapelle zur Zeit nicht möglich. Viele Anzeichen sprechen aber dafür, daß der ursprünglich freistehende Kapellenbau in seinem Untergeschoß die alte Torhalle der Burg enthielt, die sich nach dem Hof zu in zwei Bögen, nach der Außenseite in einem Bogen öffnete. Im Obergeschoß könnte sich dann eine kleine Burgkapelle befunden haben. Erst der Um- und Ausbau in der zweiten Bauperiode erbrachte die Verbindung mit dem Palas und den neuen großartigen Kapellenraum und ermöglichte gleichzeitig eine bedeutende Vergrößerung des Palassaales.

Die eigenartigen Nischen in der unteren Kapelle scheinen die Annahme einer ehemaligen Torhalle zu bestätigen. Über die östliche Nische der Nordwand sagt eine sorgfältige Beschreibung des Baubestandes vor der Restauration ausdrücklich, daß ihre hofseitige Wand nicht im Verband mit dem umgebenden Mauerwerk sitzt;³¹ noch heute zeigen sich im Inneren an dieser Stelle Risse im Wandputz. Dieser Befund ließe sich mit den Aussagen der Photographie von 1888 gut in Einklang bringen.

Schließlich ist auch der merkwürdige Knick in der südlichen Außenwand der Kapelle als Zeichen einer ehemaligen Torfahrt an dieser Stelle geltend zu machen. Diese Erscheinung hat nämlich ganz auffallende Parallelen auf den bedeutenden Burgen Lichtenberg im Bottwartal und Reichenberg bei Backnang, ebenso am Tor der St.-Wolfgangs-Kirche zu Rothenburg ob der Tauber. Bei allen diesen Beispielen ist an der entsprechenden Stelle — und immer in Verbindung mit einer Kapelle — die Torfahrt in einem mehr oder weniger stark zurückspringenden Winkel der Mauer angeordnet.³²

Somit ergäbe sich für die erste Bauperiode eine Grundrißanordnung ähnlich der Kaiserpfalz Gelnhausen,³³ für die zweite Bauzeit ein eigenwilliger und großzügiger Umbau der Hauptgebäude der Burg als Folge gesteigerter Repräsentationsbedürfnisse.

Dieser Umbau von Burgkapelle und Palas bedeutete einen weitgehenden Eingriff in den alten Baubestand. Auf Grund der Beobachtungen am Bau könnte man den Vorgang etwa so erklären: Zunächst wurden beide Stockwerke des alten Torbaues zu einem großen Kapellenraum vereinigt und durch den östlich angefügten Altarraum erweitert, der in den bis dahin unbebauten Raum südlich des Palas vorstieß. Die Durchfahrten der Torhalle an der Hofseite und das alte Tor nach außen wurden vermauert, blieben aber im Kapellenraum als Nischen erhalten. Der westliche Teil der neuen Kapelle erhielt eine Herrschaftsempore, die durch einen Gang an der Nordseite mit dem Palas verbunden wurde. Der Raum zwischen den Hofwänden von Kapelle und Palas nahm das neue Palasportal auf. Auch das Saalgeschoß erstand in neuer Gestalt. Die südliche Außenwand des Palas mußte in ihrem oberen Teil entfernt werden. Der Saal erstreckte sich nun bis zur südlichen Umfassungsmauer, sogar über den Altarraum der Kapelle hinweg,³⁴ und wurde an der Südseite und zum Hofe hin mit schmuckreichen Fenstern ausgestattet. Wahrscheinlich erhielten schon damals beide Bauten ein weiteres Obergeschoß und wurden unter einem großen Satteldach vereinigt.

Wichtig für die Gesamtanlage der Burg wurde auch die Verlegung der Torfahrt. In der ersten Bauperiode war der Zugang zur Burg von der Bergseite her zur Torhalle geleitet worden. Eine Zugbrücke führte über den Graben, ein zwingerartiges Außenwerk sicherte den Eingang. Infolge des Umbaus konnte diese Anlage nicht mehr aufrechterhalten werden und wurde weiter nach Westen verlegt.

Der westlich angebaute Risalit des Schlosses mit seinen beiden tonnengewölbten Räumen kann als Rest dieser zweiten Toranlage angesprochen werden. Vor der Errichtung des sogenannten „Neubaues“ zog sich nämlich ein ausgesprochener Torweg von dem westlichen Torbogen aus — durch Stützmauern geleitet — zu diesem Risalit empor. Der Erdgeschoßgrundriß des westlichen Schloßflügels läßt noch heute vier zu Fenstern erweiterte Scharten erkennen, die wohl zur Bestreichung dieses Torweges angelegt wurden. Der untere gewölbte Raum des Risalites ist als Torfahrt gut vorstellbar, seine nördliche und südliche Außenwand sind sehr schwach und können nur als Vermauerung der alten Torbögen erklärt werden. Schließlich läßt auch die Fortsetzung der Stützmauer im Anschluß an den Risalit deutlich erkennen, daß dieser Teil der Burganlage nachträglich nach Westen hinausgeschoben wurde, indem man die ursprünglich in kürzerer Linie verlaufende Burgumfassung erweiterte. Es liegt also die Vermutung nahe, daß man schon beim Umbau der Kapelle die Toranlage an die Westseite verlegte. Wahrscheinlich blieb aber der alte südliche Torzwinger zur Verbindung mit der Vorburg erhalten.

Welche Konsequenzen der Wechsel der Toranlage sonst noch innerhalb der Burg hatte, bleibt fraglich. Auch die schwer zu deutende Urkunde von 1342³⁵ gibt hierüber keinen Aufschluß. Sicher ist nur, daß sich das Torhaus damals in dem „nydern Teyl“ der Burg befunden hat. Späterhin muß der Eingang an der Westseite zu eng und unbequem geworden sein, denn 1723 wurde die Torfahrt abermals verlegt, nun in den neuerrichteten östlichen Schloßflügel, nachdem man die weit nach Süden vorspringende Umfassungsmauer dort abgebrochen hatte.

Wenn man den Umbau der Burg in der zweiten staufischen Bauperiode zusammenfassend würdigt, so erklärt sich der Umfang dieser Bauarbeiten aus den gesteigerten Wohnbedürfnissen der Burgherren und aus ihrem Wunsch nach einer Repräsentationsstätte im Stil der Zeit. Der alte Palas und die kleine Kapelle genügten nicht mehr den Ansprüchen der zu Ansehen und Wohlstand gelangten Edelherren. Schon Wolfrad I. hatte ein reiches Erbe hinterlassen, das in der Zahl von fünf bedeutenderen Burgen (Krautheim, Boxberg, Schweinberg, Ballenberg und Biringen) und in einem umfangreichen Besitz in nahezu 50 Ortschaften zum Ausdruck kommt. Die Söhne konnten dieses Erbe noch vermehren, und es ist verständlich, wenn sie, dem Zuge der Zeit folgend, den Ausbau der Stammburg besonders förderten. Die Brüder Gottfried und Konrad von Hohenlohe und andere fränkische Edle waren ihnen mit gutem Beispiel vorangegangen. Sie förderten den Bau ihrer Burgen und gründeten auch geistliche Anstalten, vor allem Frauenkonvente des Zisterzienserordens. Die Bauleidenschaft war in dieser Zeit — besonders im Hohenloher Land — ungewöhnlich groß; im Zusammenhang damit und mit der bedeutenden Zunahme an wirtschaftlicher Macht bei allen Adelsfamilien muß der Umbau zu Krautheim gesehen werden. Er sollte die alte, bescheidene Burganlage den gewandelten Verhältnissen anpassen.

Die architektonische Gestaltung der Bauten offenbart entscheidend neue Grundsätze und konzentriert sich nunmehr auf die beiden Hauptstätten der ritterlichen Lebenshaltung, auf den repräsentativen Festsaal des Palas und auf die Burgkapelle. Die Dimensionen wurden beträchtlich gesteigert: Sowohl der Saal als auch die Kapelle sind auf mehr als das Doppelte ihrer ursprünglichen Fläche vergrößert worden. Der Aufwand an Detailformen und bildnerischem Schmuck stieg im gleichen Maße. Der große Festsaal sprengt völlig die Proportionen des alten Palas, indem er — vorher zum Hofe orientiert — noch über den Altarraum der Kapelle bis an die südliche Außenmauer vergrößert wird. Seine reichen Fensterstellungen öffneten sich nun auch nach der Talseite und gaben ihm nach außen hin ein schmuckreiches Gesicht.

Unmittelbar benachbart, im sakralen Raum der Burgkapelle, lebt der gleiche Geist. Der Bau einer so großen und auch für damalige Verhältnisse aufwendigen Kapelle, die mit Recht „neben die besten staufischen Kaiserpfalzen“ gestellt werden kann,³⁶ ist sinnfälliger Ausdruck der Bedeutung, die der Bauherr dem Gottesdienst und somit den religiösen Anliegen zumaß. Konrad von Krautheim hat diesem Willen auch später noch durch die Stiftung des Klosters Gnadental Nachdruck verliehen. So offenbart sich in den beiden für das Mittelalter untrennbaren und doch so gegensätzlichen Polen, dem geistlichen und dem weltlichen Leben, der ritterliche Geist der Stauferzeit als eine lebensbejahende und doch einem Höheren verpflichtete Haltung.

Die Baugeschichte der staufischen Zeit ist mit dem Umbau der Burgkapelle, der Errichtung des Palasportals und der Verlegung der Toranlage abgeschlossen. Für eine Bautätigkeit unter den Grafen von Eberstein im 13. Jahrhundert liegen keine Anzeichen vor, denn die Burg muß bereits um 1240 ein vollwertiges, in Verteidigungskraft und Wohnwert vorbildliches Bauwerk gewesen sein.

2. Die Baugeschichte nach 1300

Weitere Bauarbeiten können in Krautheim erst nach etwa 1300 im Zusammenhang mit der Gründung der Stadt angenommen werden.

Ob sich schon im 13. Jahrhundert eine dörfliche Siedlung auf dem Krautheimer Höhenrücken entwickelt hatte, ist nicht mehr sicher zu ergründen. Die Angabe

„utraque villa crutheim“ in der Urkunde von 1239 deutet jedenfalls auf ein rechts der Jagst gelegenes zweites Dorf Krautheim. Da zur Burg schon ursprünglich ein größerer Wirtschaftsbetrieb gehörte, der vermutlich als Vorburg auf dem Berg Rücken jenseits des Halsgrabens angelegt war, ist mit der Ansiedlung von Handwerkern oder Bauern im Anschluß an die Burg schon früh zu rechnen, und es liegt nahe, die Vorburg als Zelle für die neugegründete Stadt vorauszusetzen. Die Siedlung Tal-Krautheim kann dagegen bis ins 15. Jahrhundert hinein keine größere Bedeutung erlangt haben.

Nach alter Überlieferung soll die Stadt aus sieben Höfen entstanden sein, und der Stadtgrundriß scheint diese Angabe zu bestätigen: Der östlich der Kirche gelegene Stadtteil wird noch heute von mehr oder weniger geschlossenen Hofanlagen eingenommen, die regelmäßige Grundstücksteilung am Markt und im westlichen Stadtgebiet entstammt dagegen erst der Gründungszeit. Zwischen Burg und Stadt legte sich ehemals eine besondere Zone, die neben der Vorburg vermutlich auch die Niederlassung des Johanniterordens aufnahm.

Krautheim wird erstmals in dem Teilungsvertrag von 1330 als „Veste Krutheim burg und stadt“ bezeichnet, außerdem werden bereits die Stadtmauern erwähnt. Das genaue Jahr der Stadtrechtsverleihung ist jedoch nicht bekannt; manche Anzeichen sprechen dafür, daß Krautheim spätestens zusammen mit Ballenberg auf Bestreben der Grafen von Eberstein Stadtrecht erhalten hat. Die Stadtmauern und das Tor müssen nach Ausweis ihrer Bauformen jedenfalls um 1300 gebaut worden sein.^{36a}

Die Anlage der Stadt im Anschluß an die Burg und die damals errichtete Stadtmauer bildeten eine wirkungsvolle Ergänzung der Befestigung des Krautheimer Bergrückens und können als erweiterte Burg angesprochen werden. Freilich ergab die unmittelbare Nachbarschaft eines selbständigen städtischen Gemeinwesens von etwa 300 Einwohnern für die Burg auch ein zusätzliches Gefahrenmoment. Es ist daher unwahrscheinlich, daß die Grafen von Eberstein als Stadtgründer bereits im frühen 14. Jahrhundert ihre Burg mit in den Mauerring der Stadt einbezogen; wahrscheinlich blieb die Burg vielmehr als selbständiges Verteidigungswerk mit eigenem Zugang neben der Stadt bestehen. Wie die Verbindung zwischen Burg und Stadt damals beschaffen war, bleibt ungewiß; sie dürfte aus Gründen der Sicherheit nicht sehr eng gewesen sein. Erst in kurmainzischer Zeit wurden die neuen Zwingermauern mit den drei Rundtürmen sowie der Torbogen an der Westseite errichtet.

Aus dem späten 15. Jahrhundert haben sich zahlreiche urkundliche Nachrichten erhalten, die auf eine rege Bautätigkeit schließen lassen (siehe oben), und es liegt nahe, dabei an den Bau dieser Außenwerke zu denken. Die Höhe der Summe von 1000 fl. zum Beispiel, die in der Urkunde von 1476 genannt wird, läßt größere Bauarbeiten vermuten. Wahrscheinlich wurde die Burg damals in den Mauerring der Stadt mit einbezogen. Der Halsgraben verlor durch diese Maßnahme an Wert und wurde in seinem westlichen Teil zugeschüttet, eine quer durch den Graben gezogene Sperrmauer grenzte den erhaltenen Teil des Grabens von dem zugeschütteten westlichen Grabenstück ab. Auf der Sohle des alten Grabens wurde der unterirdische Gang angelegt, um die Verteidigungswerke an der Angriffsseite miteinander zu verbinden und einen Notausgang zu schaffen.

Eine weitergehende Anpassung an die Erfordernisse der modernen Kriegführung, die nach dem Aufkommen der Feuerwaffen nötig geworden wäre, hielt

man wohl für unzweckmäßig, denn die erforderlichen Mittel hätten in keinem rechten Verhältnis zum Wert der Festung gestanden. Einzig eine Schlüsselscharte im östlichen Mauerturm deutet auf die Verteidigung mit Feuerwaffen hin.

Großes Unheil betraf die Burg im Bauernkrieg. Nach Aussage der Beschwerden des Mainzer Amtmannes Marx Stumpf von Schweinberg wurde die Burg 1525 verbrannt und geplündert. Über den genauen Umfang des Schadens sagen die Berichte jedoch leider nichts aus. So ist man auf Vermutungen angewiesen. Die Burg blieb weiter bewohnt, auch die Kapelle muß in ihrem Bestand nahezu unversehrterhalten geblieben sein, wahrscheinlich aber wurde der Palas betroffen. Vielleicht litten auch die — sicher teilweise aus Fachwerk errichteten — Nebengebäude an der Stelle des heutigen Schlosses.



Abb. 16. Krautheim. Ausschnitt aus einer Karte von 1594 im Generallandesarchiv in Karlsruhe.

Bauformen des späten 15. oder frühen 16. Jahrhunderts haben sich außer an den Vorwerken nur am Obergeschoß des Palas erhalten. Dort weisen das Kielbogenfenster und die rechteckigen Fenstergestelle der Nord- und Ostseite auf diese Bauperiode hin; auch dürfte damals das Tonnengewölbe hinter dem Palasportal entstanden sein, das den Vorplatz der Kapelle überspannt. Es trägt noch heute den Rest einer Wendeltreppe des 16. Jahrhunderts, die vom oberen Verbindungsgang in das Saalgeschoß des Palas führte. Möglicherweise wurden diese Arbeiten zur Wiederherstellung des Palas nach den Zerstörungen des Bauernkrieges vorgenommen. Die Wirtschaftsbauten an der Süd- und Westseite wurden entweder gar nicht wieder aufgebaut oder nur notdürftig repariert, denn etwa 80 Jahre später schritt man zu durchgreifenden Neuerungen.



Abb. 17. Burg Krautheim, Ansicht des Burghofes von 1816.

Unter Erzbischof Schweikhard von Kronberg entstand um 1612 der Westflügel des Schloßgebäudes mit dem Treppenturm, sicher auf den Resten der älteren Schloßbauten und unter Zuhilfenahme der alten Mantelmauer. Mainzer Amtmann war damals Erhard von Muggenthal. Die Toranlage war schon vorher (1594) durch den äußeren neuerrichteten Torbogen verbessert worden.

Die nächsten baulichen Maßnahmen werden durch die Jahreszahl 1723 und das Schönbornsche Wappen an der Eingangshalle belegt. Damals entstand zwischen der westlichen Giebelwand der Kapelle und dem 1612 errichteten Schloßgebäude der östliche Schloßflügel, der den älteren Bau in gleicher Firsthöhe fortsetzt. Der neue Bau folgte nicht mehr der weit nach Süden vorspringenden alten Umfassungsmauer, sondern wurde in gerader Verbindungslinie zwischen den bestehenden Bauteilen aufgeführt. Durch den Abbruch der Umfassungsmauer gewann man Baumaterial und überdies mehr Raum an der Südseite. Dieser wurde dringend benötigt, um im Untergeschoß dieses Neubaus eine Torfahrt zu schaffen. Die Bauarbeiten fallen in die Regierungszeit des Erzbischofs Lothar Franz von Schönborn (1695—1729) und des Amtmannes Franz Anton von Murach.

Die neue Torfahrt, die außerordentlich breit war und auch mit Wagen durchfahren werden konnte, blieb bis zum Ende des 19. Jahrhunderts im Gebrauch. Die Fenstergewände in diesem späten Schloßflügel ähneln denen des um 100 Jahre älteren Bauteils; man hat sich offenbar in dem nur vier Fensterachsen breiten Neubau den alten Formen angeglichen.

In welchem Zustand sich die Bauteile der Stauferzeit damals befanden, ist nicht sicher überliefert. Die älteste bildliche Darstellung Krautheims von 1594 zeigt den Bergfried mit Fachwerkaufsatz und spitzem Zeltdach, Palas und Kapelle unzerstört und unter einem hohen Satteldach. Man hatte die Bauten nach dem Bauernkrieg demnach wieder benutzbar gemacht. Erst nach der Errichtung des Schlosses um 1612 wird der alte Palas aufgegeben worden sein, die Kapelle dagegen wurde

noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts benutzt. Erst kurz vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts muß dann ein plötzlicher Verfall, verbunden mit mutwilliger Zerstörung, eingesetzt haben. Schon früher waren Inventarstücke der Kapelle nach Altkrautheim bzw. in die Krautheimer Pfarrkirche vergeben worden,

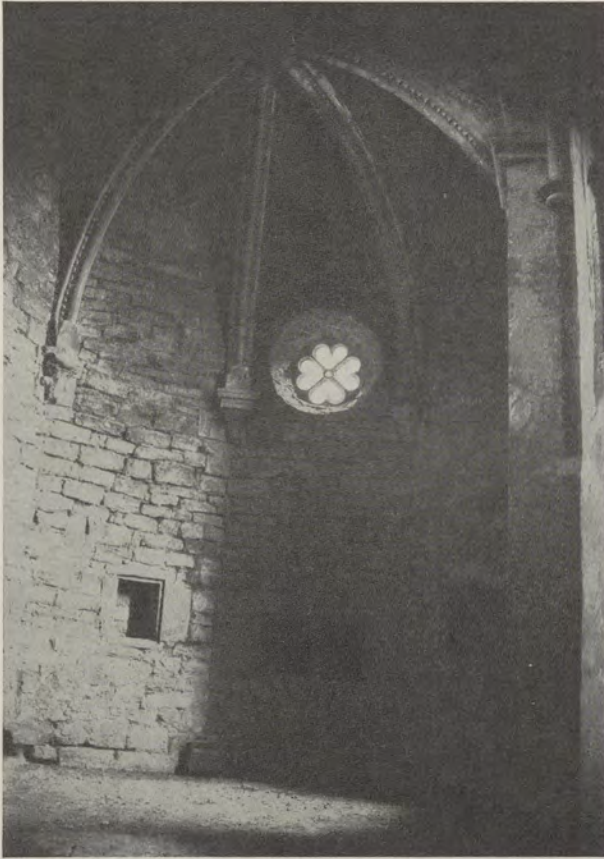


Abb. 18. Burg Krautheim, Inneres der Kapelle vor der Renovierung. Blick zum Altarraum.

später kamen auch Architekturteile aus der Kapelle nach Altkrautheim. Das Postament des Kruzifixus auf dem Friedhof mit der Jahreszahl 1798 muß damals aufgestellt worden sein. Schließlich meldet eine Nachricht von 1795, daß die Turmstube auf dem Bergfried durch den letzten kurmainzischen Oberamtsverweser Ernst Serger abgebrochen wurde.

Eine glaubwürdige Darstellung der Zustände zwischen 1790 und etwa 1845 gibt die Krautheimer Pfarrchronik von 1862. Der Bericht erwähnt besonders die Burgkapelle, die „durch die ruchlose Hand des vorbemerkten Oberamtsverwesers Ernst Serger dahier auf eine schauerhafte Weise zerstört wurde. Diese Kapelle war noch zu Ende der 1790er Jahre in bestem Zustande und wurde darin Gottesdienst gehalten, was noch den ältesten Bewohnern hier in gutem Gedächtnis ist; namentlich spricht noch hiervon, theils mit Freude, theils mit Schmerz, der jetzt

noch lebende Bürger und Schuhmacher Johann Joseph Keller, geboren am 21. Oktober 1779, welcher noch als Schulknabe dem Priester am Altare diente . . . Der Chor hat ein schön gesprengtes Gewölbe, das am meisten der Wiederherstellung bedarf, da seine Bogen vom Jahre 1798 bis 1845 ohne Bedachung frei in der Luft schwebten.“³⁷



Abb. 19. Burg Krautheim, Inneres der Kapelle vor der Renovierung, Blick zur Empore.

Die Fürsten von Salm-Reifferscheidt-Krautheim, in deren Besitz die Burg Ende des Jahres 1802 gelangte, scheinen dem Verfall nicht entgegengetreten zu sein. Sie bewohnten zwar zeitweise das Schloß, errichteten aber im Bereich der Vorbürg später ein eigenes Herrschaftsgebäude. Erst nach dem Übergang Krautheims an Baden wurde man auf den Wert des Baudenkmals aufmerksam und erwog Maßnahmen zu seiner würdigen Erhaltung. In einem Bericht von 1842³⁸ wird gefordert: „Zur Herstellung der Kapelle dürfte etwas geschehen, wenigstens insoweit, daß die Spitzbogendecke nicht herabfällt und daß die Witterungseinflüsse nicht vor der Zeit den Bau vollends zerstören.“ 1845 besuchte Großherzog Leopold von Baden die Burg. In diesem Jahre wurde dann die Kapelle überdacht, die Zuwölbung des Chores begonnen und eine Treppe nach dem Bergfried angelegt. Die Herstellung der Kapelle war nicht umfassend, sie wurde nur „gegen den Verfall

nothdürftig geschützt“. Aus den Quellen geht auch hervor, daß man sich über den oberen Abschluß der Mauern Gedanken machte. Für die Kapelle waren Zinnen vorgeschlagen worden, die jedoch von der Baubehörde abgelehnt wurden. So schuf man dann die Abtreppung der Mauerkronen, um dem Bauwerk „ein ruinenartiges Aussehen zu geben“.³⁹

Weitere Schritte zur Wiederherstellung unterblieben jedoch, obwohl sich Oberbaurat Fischer, der sich um die Rettung des Baudenkmals große Verdienste erwarb, in mehreren Berichten an die badische Regierung wandte, um auf den Wert der Burgruine und auf die Notwendigkeit ihrer Erhaltung hinzuweisen. Im Zusammenhang damit fand auch die erste Aufnahme des Baubestandes durch den Bezirksbaumeister Mossbrugger aus Wertheim statt, die zum Teil noch erhalten ist.

Auch die Pläne zum Rückkauf der früher aus der Kapelle verschenkten Inventarstücke, um den sich der Stadtpfarrer Albert damals bemühte, wurden aus Geldmangel nicht verwirklicht. Die Großherzoglich Badische Hofdomänenkammer bezieht sich in einem Schreiben auf einen Bericht Oberbaurat Fischers vom 23. Mai des Jahres 1859 und meint, die vorgeschlagenen Arbeiten „nicht zur Ausführung bringen lassen zu sollen“; sie halte die erwähnten Herstellungen des Gebäudes bei dessen jetzigem Zustande nicht für angemessen im Hinblick auf den Erlaß vom 20. April 1859 Nr. 2154, „die für Kriegsrüstungen bevorstehenden außerordentlichen Ausgaben betreffend“.

Am 7. Juni 1887 erwarb der Premierleutnant Hugo Schmidt die Burganlage mit Ausnahme von Bergfried, Palas und Kapelle.⁴⁰ Der badische Staat behielt sich diese Bauteile wegen ihrer kunsthistorischen Bedeutung vor und beauftragte gleichzeitig die Bauinspektion Wertheim, Aufnahmepläne der Burgkapelle herzustellen. Im Spätjahr 1888 wurde die lange geplante Restauration der Burgkapelle begonnen und im Sommer 1889 beendet.

3. Die Restauration von 1888/89 und die Baugeschichte seit 1887

Die großzügige Instandsetzung sollte nach den Worten Staatsmanns im wesentlichen „die Wiederherstellung des Kapelleninnern, möglichst im ursprünglichen Zustande“ erreichen. Das trostlose Aussehen der Kapelle vor diesem Zeitpunkt überliefern vier photographische Aufnahmen, die in der Bibliothek zu Krautheim und im Landesdenkmalamt Karlsruhe aufbewahrt werden. Der Raum war damals völlig verwüstet, obwohl das Schloß auch nach dem Abzug der Mainzer Verwaltung unter den Fürsten Salm stets bewohnt blieb (die letzten Jahre vor dem Verkauf von 1887 diente es allerdings als Armenhaus der Gemeinde). Wandputz und Fußboden der Kapelle waren fast restlos zerstört, die Säulenschäfte fehlten größtenteils, Kapitelle und Basen waren zerschlagen oder stark beschädigt, die Brüstung der Empore nicht mehr vorhanden. Ein Dach bedeckte seit 1845 das Bauwerk, damals waren auch die Gewölbekappen im Chor geschlossen worden.

Die Restauration stand unter der Leitung der Bezirksbauinspektion Wertheim, die örtliche Bauleitung hatte der damalige Baupraktikant Karl Staatsmann. Zunächst wurden die Bildhauerarbeiten ausgeführt, indem man die zerstörten Kapitelle auf Grund der vorhandenen Vorbilder nacharbeitete und die fehlenden Säulenschäfte sowie die Emporenbrüstung ergänzte. Für die Brüstungsplatten diente das auf dem Friedhof in Altkrautheim befindliche Bruchstück als Muster. Der Fußboden der Kapelle wurde in Mettlacher Fliesen, etwa in der ursprünglichen Höhenlage, neu verlegt. Leider wurde die durch originale Reste überlieferte Form, rote und weiße Sandsteinplatten von etwa 1 Schuh Seitenlänge und 1½ Zoll Stärke, nicht wiederhergestellt.

Die großen südlichen Fenster befanden sich 1888 nicht mehr im ursprünglichen Zustand. Ihre inneren Leibungen waren schon früher ausgebrochen worden, um die aus Sicherheitsgründen sehr schmal angelegten Fenster zu erweitern. Man stellte den alten Zustand jedoch nicht wieder her, sondern setzte die neuen inneren Gewände in einer lichten Öffnung von 0,50 m Breite an. Ähnlich behandelte man das nördliche Emporenfenster, dessen Füllung zwar fehlte, das jedoch nach Staatsmanns Bauaufnahme deutliche Reste eines mittleren Pfeilers und eine durchbrochene Maßwerkplatte im Bogenfeld aufwies. Die Zweiteilung wurde aufgenommen, in den Scheitel des Bogens aber — entgegen Staatsmanns Vorschlag — ein neuer Maßwerkkring ohne innere Füllplatte eingefügt.

Die alte Emporenstütze aus Kalkstein war an ihrem unteren Ende gebrochen und wurde durch eine Granitsäule ersetzt. Auch ihr Kapitell, das schwer beschädigt war, ersetzte man durch ein neu komponiertes Stück. Das Original ist zusammen mit zahlreichen anderen Bruchstücken heute in der Kapelle aufgestellt.

An Stelle der 1888 noch vorhandenen Tür vom Burghof in die untere Kapelle wurde ein Rundfenster aus Sandstein eingesetzt und die Tür vermauert, die Bibliothek des Schlosses erhielt einen eigenen Ausgang zur oberen Kapelle mit profiliertem Türrahmen. Die Wände des Innenraumes wurden durchgehend verputzt und mit einem zartrosa Anstrich versehen, der Altarraum außerdem durch eine dunkelrote, mit gelbem Liliennmuster verzierte Sockelzone ausgezeichnet.

Aus dem Briefwechsel zwischen Staatsmann und dem damaligen Besitzer des Schlosses, Rittmeister a. D. Hugo Schmidt, geht hervor, daß man auch eine Ausmalung des Kapellenraumes mit Bildern aus der Geschichte Krautheims plante. Es ist zu bedauern, daß diese Absicht nicht ausgeführt wurde. Freilich hätten die Wandbilder der Feuchtigkeit der Mauern wahrscheinlich nicht lange standhalten können.

Auch das in einigen Teilen schadhafte Palasportal wurde ergänzt. Die Portalschwelle mußte tiefer gelegt werden, um den vom Portal in die Kapelle führenden Gang wieder benutzbar zu machen. Das Portal erhielt eine große Freitreppe mit Podest in den Formen des 19. Jahrhunderts, offenbar in Anlehnung an die Brüstungsplatten der Empore. Die hohen seitlichen Podestwangen zierte beiderseits eine Eule aus Sandstein.

In der Rückschau läßt sich feststellen, daß die Restauratoren des 19. Jahrhunderts ehrlich und mit großem Verständnis für den Wert des Bauwerkes bestrebt waren, den Kapellenraum in seiner früheren Gestalt wieder erstehen zu lassen. Dazu gehörte die Ausmalung ebenso wie die farbige Verglasung und eine angemessene Inneneinrichtung. Aus diesem Streben nach Vollständigkeit resultiert auch die Ergänzung der zum Teil weniger beschädigten Kapitelle, die heute nicht mehr verständlich erscheint. Anerkennenswert bleibt die große Sachkenntnis, die Liebe zum Bauwerk, von der diese Arbeit getragen wurde, und die das Werk als eine gute Leistung der Denkmalpflege jener Zeit ausweist. Der Kostenaufwand von 7000 Mark war erheblich und bedeutete einen dankenswerten Beitrag des badischen Staates zur Erhaltung des Baudenkmals.

Die Bautätigkeit nach 1887 wurde weitgehend durch die Ausstattung des Schlosses zu einem Herrnsitz im Stil des späten 19. Jahrhunderts bestimmt. Das im Inneren völlig verwahrloste Gebäude bot in seinen zahlreichen Räumen glückliche Möglichkeiten für die Aufnahme wertvoller Möbel und Kunstgegenstände und wurde in allen Stockwerken wohnlich eingerichtet. Die Giebelmauer des west-

lichen Schloßflügels am Treppenturm mußte im Erd- und Dachgeschoß abgetragen werden, um der großen Eingangshalle Raum zu geben. Die Eingänge der alten Torfahrt wurden durch verglaste Türen geschlossen.

An der Außenseite erhielt das Schloßgebäude einen inzwischen entfernten hölzernen Nürnberger Erker am Salon und im zweiten Obergeschoß einen gotischen Söller nach dem Entwurf von Karl Staatsmann. Für den nördlichen Giebel des Schlosses kaufte der Besitzer eine Renaissancefassung aus Teilen eines alten Giebels, der von einem hohenloheschen Haus der Umgebung stammt.

Weiterhin sind im Burgbezirk noch folgende Arbeiten vorgenommen worden: Der Anbau einer Terrasse mit daruntergelegenen Dienerwohnungen am Nordgiebel des Schlosses, Errichtung eines zweistöckigen Gebäudes („Neubau“) unmittelbar westlich neben dem Schloß, Durchbruch einer Tür durch die Schildmauer zum Palaskeller (damals Pferdestall) und der Einbau von Dienerstuben in den Palas. Der westliche Torbogen von 1594 wurde durch ein Wächterhäuschen aus Fachwerk erhöht, der östliche Mauerturm bekam einen steinernen achteckigen Aufbau mit geschiefertem Zeltdach.

Der im sogenannten „Lindenhaus“ gelegene Zehntkeller wurde durch den seitlichen Einbruch einer Zufahrt unter Aufgabe des alten Kellerhalses an der Ostseite verändert. Schließlich erfolgte der Einbau eines Weinkellers und darüber einer Waschküche in das alte Brunnenhaus an der Nordwestecke des Schloßgartens.

Seit 1914 fanden im Schloßbezirk keine wesentlichen Bauarbeiten mehr statt.

IX. Ergebnisse

I. Datierung

Im Rahmen der Baugeschichte wurde als Entstehungszeit der Krautheimer Burganlage das erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts genannt, da einerseits die historischen Nachrichten und die Erkenntnisse der Siedlungsgeschichte und zum anderen die Abhängigkeit des Grundrißtypus von der Kaiserpfalz Gelnhausen und ihren Nachfolgebauten diese Datierung nahelegen. Unbeantwortet ist dagegen noch die Frage, wann der für die heutige Erscheinung der Burg entscheidende **Umbau** vor sich ging, der als wichtigstes Ergebnis den Bau der Burgkapelle und des Palasportals erbrachte. Die Zusammenschau der Erkenntnisse der vorliegenden Untersuchung gestattet nun, diesen Umbau in die Jahre zwischen 1232 und 1240 zu setzen.

Zur Begründung dieser These sollen die wichtigsten Gesichtspunkte zusammengestellt werden:

Das in der Verkaufsurkunde von 1239 genannte „castrum crutheim“ war in diesem Jahr Gegenstand eines Rechtsgeschäftes. Man kann die Burg daher mit gutem Grund als damals vollendet, jedenfalls als nicht im Umbau befindlich, ansehen und kommt damit zu einer Datierung entweder vor oder nach 1239. Die Aussage der Bauformen der Burgkapelle läßt zwar beide Möglichkeiten offen, da selbst in dieser Zeit des raschen Stilwandels eine Festlegung der Architekturformen auf fünf oder zehn Jahre kaum möglich ist, dennoch sprechen viele Einzelheiten der Baugestaltung im Verein mit den historischen Nachrichten für einen Abschluß der Bauarbeiten vor 1239.

Die Urkunden Konrads von Krautheim und seiner Brüder aus den späten zwanziger und dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts lassen auf eine zunehmende Machtfülle der Edelherren in diesen beiden Jahrzehnten schließen. Der Bau der Burg Brauneck durch Konrad von Hohenlohe und vor allem die Stiftung und der Baubeginn des hohenloheschen Nonnenklosters Frauental im Jahre 1232 mögen

insbesondere auf Konrad tiefen Eindruck gemacht haben. Infolge der regen Bautätigkeit — auch im nahen Kloster Schöntal — war damals eine große Zahl von erprobten Werkstätten an den hohenloheschen Bauten, an den Klöstern des Zisterzienserordens, in der Reichsstadt Hall und in Würzburg am Werke, so daß sich eine Bauunternehmung, wie sie in Krautheim geplant war, ohne Schwierigkeiten in Angriff nehmen ließ.

Der Umbau zu Krautheim könnte daneben auch einen ganz konkreten Anlaß haben: In der lang andauernden Fehde zwischen König Heinrich VII. und seinem kaiserlichen Vater hatten sich verschiedene Edelfherren gegen den Kaiser empört und Gottfried von Hohenlohe mit seinen Bundesgenossen an ihren Besitzungen schwer geschädigt. In dem anschließenden Gerichtsverfahren erhielt Gottfried von Hohenlohe eine außerordentlich hohe Entschädigung zugesprochen, und in den Genuß derartiger Leistungen kamen offenbar auch die Krautheimer Brüder Konrad und Kraft, die in der Fehde auf Gottfrieds, d. h. auf des Kaisers Seite gestanden hatten.

Da König Heinrich Konrads Burg Ballenberg (etwa 10 km von Krautheim entfernt) 1234 belagerte, entsteht die Frage, ob nicht auch die Burg Krautheim damals Schaden gelitten habe. Es könnte auf diese Weise einerseits die Einnahme von Geldmitteln aus den Zahlungen der verurteilten Auführer und zum anderen die Notwendigkeit von Neubauten auf der Burg erklärt werden. Die Initiative Konrads zum Ausbau der Burg wäre auf diese Weise hinreichend begründet, zumal die Geldmittel — gemessen an den Gottfried von Hohenlohe zugesprochenen Summen — beträchtlich gewesen sein können.

Wenn Konrad von Krautheim seine Burg schon im Jahre 1239 an Gottfried von Hohenlohe verkaufte, so steht das einer Bauzeit in den dreißiger Jahren nicht unbedingt entgegen. Da der Kaufvertrag offenbar nicht ausgeführt wurde, ist anzunehmen, daß diese Urkunde im Gebrauch der Zeit, beim Ausfall eines männlichen Erben die Erbfolge vertraglich gesichert zu haben, begründet ist.⁴¹ Weiterhin besteht die Möglichkeit, daß die Abmachung aus unvorhergesehenen Gründen nicht in Kraft trat oder rückgängig gemacht wurde, denn es liegen keinerlei Anzeichen für eine Inbesitznahme der Herrschaft Krautheim durch Gottfried von Hohenlohe vor. Damit wäre auch der bestechenden These von Hotz, Gottfried von Hohenlohe habe nach dem Erwerb der Burg im Jahre 1239 den Kapellenbau ausgeführt, die Grundlage genommen, denn die historischen Nachrichten bieten außer der Verkaufsurkunde selbst für diese Annahme keinerlei Stütze.

Auch aus den übrigen Urkunden wird deutlich, daß nur die Jahre vor 1239 eine Zeitspanne steter Aufwärtsentwicklung für die Krautheimer Familie gewesen sein können, denn schon vor 1240 begann sich Konrad ausschließlich seinen Klostergründungen zu widmen, Wolfrad starb offenbar früh, und Kraft zog sich auf seine Boxberger Güter zurück. Bereits um 1245 aber traten die Grafen von Eberstein in die Rechte der letzten Krautheimer ein.

Der Besitzwechsel, der Burg und Herrschaft mit dem Übergang an Otto von Eberstein betraf, ist in seinen Hintergründen nicht völlig geklärt. Wahrscheinlich war Kraft, der Sohn Konrads, von Jugend an für den geistlichen Stand ausersehen und konnte daher die Erbfolge nicht antreten. Vielleicht begannen auch damals schon die Zerwürfnisse in der Familie, die sich noch in späteren Auseinandersetzungen zwischen Konrad und seinem Schwager Otto von Eberstein widerspiegeln und die wohl die Ausführung eines so großen Bauvorhabens in den Jahren um 1245 wenig glaubhaft erscheinen lassen.

Die Untersuchung über die Herkunft der Bauformen hatte zwei führende Bau-
schulen als für Krautheim vorbildlich erwiesen: Die mainfränkische Schule, ver-
treten durch die Marienkirche in Gelnhausen, und die Maulbronner Schule, ver-
treten durch die Bauten des frühen 13. Jahrhunderts im Kloster Maulbronn und
deren Nachfolgebauten. Für diese Werke sind ziemlich sichere Baudaten über-
liefert oder können rekonstruiert werden: Die Ostteile der Marienkirche zu Geln-
hausen wurden (einer Bauinschrift zufolge) vermutlich um 1232 vollendet. Für
den östlichen Kreuzgangflügel des Klosters Bronnbach gelten mit Sicherheit die
Jahre nach 1222, besser um 1230, und für den Chor der Kirche zu Frauental muß
man die Jahre unmittelbar nach der Gründung (1232) ansetzen. Die Maulbronner
Bauten sind in den Jahren um 1220 sicher im Bau, wenn nicht vollendet ge-
wesen; das gilt jedenfalls für das Herrenrefektorium. Weitere Schulbauten, vor
allem der Turmchor der Deutschhauskirche in Heilbronn, müssen um 1220 bis
1230 errichtet worden sein.



Abb. 20. Frauental, Klosterkirche. Kapitelle im Altarraum.

Auch die Entwicklung der Bauornamentik im fränkischen Gebiet bestätigt
diese Erkenntnisse in vollem Umfang. Die in Gelnhausen gegebenen Ansatz-
punkte führten über verschiedene Schulbauten unmittelbar zu den Krautheimer
Formen, im übrigen war der Formenschatz der Bauzier in dieser Zeit so reich-
haltig, daß der Krautheimer Meister diese Vorbilder zwar aufnehmen, aber in
durchaus selbständiger Weise verarbeiten konnte. Da im fränkischen und schwä-
bischen Gebiet weitverzweigte Bauhüttenverbände an der Arbeit waren, bedeutete
es keine Schwierigkeit, auch für Krautheim einen erfahrenen Meister und eine
leistungsfähige Bauhütte heranzuziehen. Es überrascht daher nicht, daß Konrad
so gute Kräfte für seine Aufgaben gewann; seine enge Bindung zum staufischen
Hof und die Nachbarschaft seines einflußreichen Schwagers hielten ihm damals
alle Möglichkeiten offen.

Aus diesen Gedanken und Erfahrungen, den historischen Nachrichten und
dem Vergleich der Bauformen mit verwandten Bauten läßt sich die Bauzeit der
Burgkapelle und des Palasportals auf die Jahre zwischen 1232 und 1240 festlegen,
wobei 1232 den Baubeginn des Chores von Frauental, d. h. das erste Auftreten
einer „gotisch“ geschulten Bauhütte in unmittelbarer Umgebung des Krautheimer
Herrschaftsgebietes, und das Jahr 1240 den Zeitpunkt bezeichnet, an dem sich
Konrad von Krautheim endgültig seinen Klostergründungen zuwandte.

Sollte man demgegenüber doch einen Umbau in den Jahren nach 1240 befür-
worten, so käme Konrad von Krautheim als Bauherr nicht mehr in Frage. Sein

Interesse galt damals nur noch den Klostergründungen, die ihn seiner Stammburg schon kurze Zeit später völlig entfremden sollten. Der großzügige Umbau in Krautheim müßte dann durch Otto von Eberstein veranlaßt worden sein. Dies ist jedoch unwahrscheinlich, da Otto der historischen Überlieferung zufolge als Greis von nahezu 80 Jahren in die Geschichte Krautheims eintritt und dort kaum vor 1245 festen Fuß gefaßt haben dürfte. Ihm wird man die Initiative zu diesem großen Unternehmen nicht mehr zutrauen können. Das im Schlußstein des Kapellengewölbes aufgemalte Wappen der Grafen von Eberstein kann sicher nicht als Gegenbeweis gelten.

Die Bauzeit endlich in die Jahre zwischen 1245 und 1250 zu verlegen, wie Dehio⁴² das tut, ist nicht zu rechtfertigen. Damals waren die Herren von Krautheim bereits von der Burg verschwunden, und die schweren Kämpfe zwischen Kaiser Friedrich II. und dem Papst warfen ihre Schatten auch auf das staufische Stammland. Selbst Kraft von Boxberg, der Rat König Konrads IV., ging unter dem Zwang der Verhältnisse auf die Seite des Gegenkönigs Wilhelm von Holland über. Unsicherheit und staatliche Zerrüttung kündigten die kommende Zeit des Interregnums an und lassen es wenig glaubhaft erscheinen, daß man noch in diesen Jahren einen so umfangreichen und ganz und gar im staufischen Reichsgedanken wurzelnden Bau begann.

Der Ansatz der Bauzeit von Burgkapelle und Portal in die Jahre nach 1230 wird schließlich durch die Art des verwendeten Steinmaterials gestützt. Heckmann hatte darauf hingewiesen, daß an den Bauten des frühen 13. Jahrhunderts im mittleren Taubergebiet noch ausschließlich der harte, zu feineren Profilen weniger geeignete Muschelkalk verwendet wird.⁴³ Später dagegen ist eine Vorliebe für den bedeutend weicheren, leichter zu bearbeitenden Lettenkohlesandstein festzustellen. Tatsächlich sind die älteren Bauwerke, die Burgen (Braun-
eck) und Kirchen (Ulrichskirche bei Standort, Kunigundenkapelle bei Burgerrot, Kirche in Münster und andere), im Mauerwerk und auch in den Architekturteilen aus Muschelkalk errichtet. Diese Bauten stammen aus den zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts. In den dreißiger Jahren nimmt dann der Gebrauch von Lettenkohlesandstein für die Architekturteile stark zu. Bezeichnend ist nun die Kombination beider Materialien, denn das Mauerwerk besteht weiterhin aus dem anstehenden harten Muschelkalk, während das neue Material für die Architekturteile oft aus einiger Entfernung herangeschafft werden mußte. Gelegentlich werden später ganze Bauten oder Bauteile aus Sandsteinquadern errichtet (Klosterkirche in Gnadental).

Läßt sich aus dieser Beobachtung auch keine sichere zeitliche Reihenfolge der Bauwerke ableiten, so liegt doch der Übergang zum Sandstein offensichtlich in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts und steht nicht zufällig im Zusammenhang mit der aufkommenden Vorliebe für gekahlte, schattenreiche Profile.⁴⁴

In Krautheim sind am ältesten Burgbau Tuffstein und Muschelkalk, aber fast keine Sandsteine verwendet. Die Burgkapelle, der Palassaal und das Portal aus der zweiten Bauperiode zeichnen sich dagegen durch stark profilierte Architekturteile von gelbem und rotem Sandstein aus. Diese Verbindung von Kalksteinmauerwerk mit Architekturteilen aus Sandstein ist — wie oben ausgeführt — charakteristisch für die Zeit um und nach 1230.

Die hier vertretene Datierung des Burgumbaues findet schließlich eine wirkungsvolle Stütze in der Betrachtung der „Nachfolgebauten“ Krautheims. Hier sind der Palas der Burg Wertheim am Main, die Burgen Leofels an der Jagst und Lichten-
eck am Kocher anzuführen. Im Kirchenbau sind die Klosterkirche zu

Gnadenal, die Kirche St. Johann zu Mergentheim und der schöne Westbau der Pfarrkirche in Aub (Kreis Ochsenfurt) in diesem Zusammenhang wichtig (siehe S. 120 ff.).

2. Die Rekonstruktion der staufischen Burganlage

Die einzigen Anhaltspunkte für eine Rekonstruktion des Aussehens der Burg in der ersten und zweiten staufischen Bauperiode können am Bauwerk selbst gefunden werden. Der Baubefund der Ruine (besonders der Kapelle) vor der Restauration, der durch Photographien hinlänglich überliefert ist, erbringt hierzu einen wesentlichen Beitrag. Auch der Vergleich mit verwandten Bauten gibt wichtige Hinweise zur Klärung der Gesamtanlage und für manche Details.

Fassen wir die Ergebnisse der Baugeschichte für die erste Bauperiode zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Der von der Mantelmauer umschlossene Bering ist in seinem vollen Umfang ausgeführt (mit Ausnahme des späteren westlichen Vorbaues). Der Bergfried steht als wichtigstes Verteidigungswerk hinter der Schildmauer an der Angriffsseite. Der Palas erscheint als ein selbständiger, dreigeschossiger, mit einem Satteldach bedeckter Bau, zwischen Palas und südlichem Torbau ist ein unbebauter Raum frei. Der Torbau nimmt im Untergeschoß vermutlich eine zweischiffige, nach Süden in einem Tor, nach dem Hof in zwei nebeneinanderliegenden Bögen geöffnete Torhalle auf, im Obergeschoß darüber liegt eine kleine Kapelle. Wie der übrige Raum innerhalb der Mauer ausgefüllt war, ist nicht bekannt. Im Südwesten und Westen der Anlage war Platz für Gebäude untergeordneter Bedeutung, ein zweiter Palas oder Wohnbau ist nicht anzunehmen. Der Zugang zur Burg lag an der Bergseite; vor dem Torbau war ein zwingerartiges Vorwerk angelegt, das die Zugbrücke aufnahm und sicherte, sonstige Außenwerke fehlten. Der Halsgraben hatte eine Breite von etwa 20 m und eine Tiefe von etwa 15 m.

Jenseits des Grabens, auf dem Krautheimer Höhenrücken, entstand unmittelbar im Anschluß an die Burg eine Vorburg, d. h. ein von einer Mauer umgebener größerer Wirtschaftshof. Zur Wasserversorgung diente wahrscheinlich schon damals die im 14. Jahrhundert erwähnte Zisterne im Burgbezirk. Sie lag vermutlich an der Südseite, westlich an den Torbau anschließend.

Über die Einzelausbildung der Burgbauten läßt sich aus dem heutigen Bestand nur wenig herauslesen. Die Anlage war jedenfalls in allen Teilen einfacher und ohne größeren Aufwand hergestellt, die Verteidigungswerke standen im Vordergrund. Schmuckformen können nur an der Torhalle, in der Kapelle und am Palas gesucht werden.

Nach den Um- und Erweiterungsbauten in der zweiten Bauzeit muß die Burg etwa folgendermaßen ausgesehen haben: Der vorhandene Bering wurde an der Westseite durch den vorspringenden neuen Torbau erweitert, der auch einen neuen Anschluß an den nordwestlichen Teil der Schildmauer erforderlich machte. Der Hauptzugang lag nun an der Westseite, und der Burgweg führte am westlichen Steilhang des Berges empor. Das äußere Vorwerk an der Bergseite wurde entweder aufgegeben oder aber zur Verbindung mit der Vorburg beibehalten.

Der alte Torbau nahm die Kapelle auf, die mit ihrem Altarraum in den bisher unbebauten Teil des Burgbezirkes zwischen Torbau und Palas vorstieß, Palas und Kapelle wurden auf gleiche Höhe gebracht und unter einem Dach vereinigt. In der Hofwand füllte das neue Palasportal den Raum zwischen den beiden Bauten aus. Schließlich vervollständigt der Ausbau des Palassaales das Bild einer reichen Burganlage der späten Stauferzeit. In der Hauptsache wurde die Burg nun durch

die Schildmauer, den hohen Bergfried und das große Palas-Kapellengebäude bestimmt. Die Nebenbauten lagen wie bisher an der Süd- und Westseite, an der Nordseite vermutlich ein zweiter Wohnbau. Außenwerke waren bis auf den südlichen Torzwinger nicht vorhanden. Die einzige alte Darstellung Krautheims (von 1594) zeigt Palas und Kapelle als einheitliches Gebäude unter einem hohen Satteldach; in der Außenwand sind große Fenster angedeutet.

Für die Rekonstruktion des Bergfrieds steht die Frage nach dem oberen Abschluß im Vordergrund. Staatsmann⁴⁵ gab mehrere Lösungen für das Turmdach an, von denen diejenige als die richtigste gelten darf, bei der die Turmstube als volles Geschoß ausgebildet ist. Allerdings müssen größere Sichtöffnungen angenommen werden. Ein offener Umgang mit einer von Zinnen unterbrochenen Brüstungsmauer wäre ebenfalls denkbar. Die 3 Gußerker am Turmhaupt sind in jedem Falle mit steinernen Seitenwänden zu ergänzen und schlossen mit Pultdächern unterhalb der Traufe des Turmdaches an.

Die erwähnte Abbildung Krautheims von 1594 stellt den Turm mit einem Fachwerkbügelgeschoß ähnlich dem des Bergfriedes der Burg Möckmühl dar. Vermutlich handelt es sich dabei um einen spätmittelalterlichen Zustand; es liegt nahe, an einen Umbau nach der Zerstörung des Bauernkrieges zu denken.

Das äußere Buckelquaderwerk des Turmes war sicher unverputzt. Im Inneren dagegen kann man — vielleicht mit Ausnahme des Verlieses — durchgehenden Kalkverputz voraussetzen. Im Verbindungsgang von der Eingangstür in das Turminnere sind die Reste der alten Wandbehandlung noch erkennbar: Auf hellem Grund waren rotbraune Quaderfugen eingeritzt und aufgemalt.

Die Schildmauer war ursprünglich etwa 2 m höher als die Reste heute erkennen lassen und trug auf ihrer breiten Mauerkrone einen unbedeckten Laufgang mit Brüstungsmauer, Spähschlitz und Zinnen. Diese Ausbildung des oberen Abschlusses liegt nahe, da Konsolen, Balkenlöcher usw., die auf einen ausgekragten oder mit Holzwerk bedeckten Wehgang weisen könnten, fehlen. Die Mauer war vermutlich vom Obergeschoß des Palas zugänglich und hatte in ihrem Inneren keine Verteidigungswerke. Die einzige erhaltene Öffnung kann als umgebaute Schießkammer gedeutet werden. Möglicherweise waren in dem heute zerstörten Teil der Mauer noch weitere Kammern dieser Art vorhanden.

Im Palas bietet einzig der Saal noch Reste seiner ehemaligen Ausstattung. Es sind dies die Fenstergewände in der Südwand, die Nischen der hofseitigen Fenster und die Reste des Kamins. Die Fensterreste lassen leider keine Spuren der ehemaligen Fensterteilung mehr erkennen. In der Südwand ist Raum für höchstens 3 Fenstergruppen von je 3 Öffnungen, falls man die geringe Lichtweite von etwa 0,20 m voraussetzt, die an den südlichen Kapellenfenstern nachgewiesen ist. Ebensogut wäre aber möglich, daß nur zwei (breitere) Fenstergruppen vorhanden waren. Die große Tiefe von 2,90 m des Loches für den Riegelbalken der Verschlussvorrichtung in dem erhaltenen Gewändestück gestattet, eine Breite der Fensteransätze bis zu 2,50 m anzunehmen.

Wie die Nische unterteilt war, bleibt völlig offen. In der Außenansicht sind Blendrahmen in Spitzbogen- oder Kleebogenform zu rekonstruieren, die die inneren Fensteröffnungen umschlossen. Die profilierten Gewände hatten eingestellte Säulen und waren in abwechselnden Steinfarben rot und gelb geschichtet, die Zwickel der Fensterbögen enthielten kleine Öffnungen, wohl Rauten oder Vierpässe. In den inneren Mauernischen lagen seitliche Sitzbänke. Die besser erhaltenen Palasarkaturen in Wertheim und auf Wildenberg lassen am ehesten die ursprüngliche Krautheimer Fensterform wiedererkennen.

Die Saalfenster an der Hofseite sind völlig zerstört. Ihre etwa 1,65 m breiten Nischen weisen auf Doppelfenster hin.

Das Palasportal lag mit seiner Schwelle beträchtlich über dem Hofboden und war über eine (wohl hölzerne) Freitreppe zugänglich. Der Burghof hatte am Portal ungefähr die gleiche Höhenlage wie heute, stieg aber nach Norden hin stärker an, so daß eine Unterscheidung in einen höheren und einen niederen Teil der Burg (vgl. die Urkunden von 1330 und 1342) möglich war.

Die Werksteinteile des Portals waren farbig behandelt. In dem Bericht, den Staatsmann 1888 festhielt,⁴⁶ findet sich die bedeutsame Angabe: „Das Prachtportal war vollständig bemalt, rot, blau etc.“ Dieser Zustand muß noch am Ende des 18. Jahrhunderts bestanden haben; ob es sich dabei um die ursprünglichen Farben handelte, ist freilich unsicher. Wichtig ist aber der Nachweis der einstigen vollständigen Fassung des Portals und seiner dekorativen Einzelheiten, ein Befund, der mit den mittelalterlichen Gepflogenheiten durchaus in Einklang zu bringen ist.

Die Rekonstruktion des ehemaligen Verlaufes der Umfassungsmauer an der Süd- und Westseite ist mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Der an die Kapelle anschließende Teil der Mauer wurde beim Bau des östlichen Schloßflügels abgetragen, seine weit vorspringende südliche Ecke war noch zu Schönhuths Zeiten sichtbar, ist heute aber verschwunden. Der übrige Rest der Mauer ist in der Außenwand des Schlosses noch zum Teil erhalten, jedoch nur schwer erkennbar, denn die Wand wurde im späten Mittelalter teilweise neu aufgeführt und durch den Einbruch zahlreicher Fenster nach 1612 völlig verändert. Aus dem gleichen Grunde sind die früheren Nebengebäude, die an Stelle des Schlosses vorhanden gewesen sein müssen, nicht mehr zu rekonstruieren. Abgesehen von der Außenwand und dem ehemaligen westlichen Torbau sind keine Teile des heutigen Schlosses mehr dem 13. Jahrhundert zuzuschreiben.

Zu den Einzelheiten der Burgbauten sind noch einige Anmerkungen nötig. Für die Außenwände von Palas und Kapelle ist mit großer Sicherheit ein Außenverputz anzunehmen, der das Kalksteinmauerwerk gleichmäßig überzog und nur die in der Mauerflucht liegenden Werksteinteile freiließ. Die Putzschicht überdeckte auch den Anschluß der Werksteine und zog sich noch bis auf etwa 8 cm an den Beginn der Profilierung heran und war dann in gerader Kante abgestochen. Auf die Putzflächen war eine vom Mauerwerk unabhängige Quaderteilung in Rot oder Rotbraun aufgemalt, vielleicht auch eingeritzt.⁴⁷

Auch für den Innenraum der Kapelle sind diese Beobachtungen gültig. Staatsmann, der die Kapelle vor der Restauration genau untersuchte, gibt an, die Wände seien gelblich weiß verputzt, die Öffnungen mit rot, gelb und schwarz gemalten Rankenornamenten umgeben gewesen. Die Steinquadern der Bögen waren aufgemalt. Leider hat sich von dieser Dekoration nichts erhalten; lediglich an der Konsole des Emporenerkers sind noch weiße und rötliche Farbspuren wahrzunehmen. Die Gewölbe zeigten „im Stück ausgeschnittene (vergoldete?) Sterne“, vielleicht auf blauem Grund.⁴⁸ Ähnliches besagt der Bericht von 1888, in dem erwähnt wird, in der Kapelle sei „alles bunt bemalt“ gewesen, auch im Chor, wo besonders die plastischen Sterne an den Gewölberippen „deutlich vielfarbig bemalt waren“.

Diese Form der Innendekoration entspricht durchaus der Vorstellung, die man sich vom mittelalterlichen Kirchenraum machen muß: Die Wände verputzt und bemalt, d. h. mit einem vom Mauerwerk unabhängigen Fugennetz oder mit

farbiger Wanddekoration überzogen, Fenster- und Arkadenbögen durch besondere Ornamente gerahmt, die Architekturteile, besonders Kapitelle und Schlußsteine, farbig gefaßt. Die Gewölbefelder trugen häufig goldene Sterne auf blauem Grund.

Für einen bedeutenden Bau des Übergangsstiles, die Abtskapelle in P f o r t a, stellte Leidich⁴⁰ ganz ähnliche Reste farbiger Bemalung fest. Dort hatten die Wände einen „dem Mehlstein ähnlichen Grundton“, auf dem die Fugen „in ungebrochenem tiefrotem Ton aufgesetzt, stellenweise durch einen darunter gelegten schwachen weißen Strich“ hervorgehoben waren. An den Rippen, Säulen, Kapitellen, Gurt- und Fensterbogenprofilen fanden sich drei stets wechselnde Farben: schieferartiges Blaugrau, gebrannter roter und gelber Ocker. Die Farben waren so verteilt, daß „sie sich nicht gegen die Schattenwirkung auflehnen“. Da dieser Bau auch sonst manches Gemeinsame mit Krautheim zeigt, verdienen die Angaben besonderes Interesse.

Auch in Bronnbach konnten ähnliche Wanddekorationen, dort sogar am Außenbau, festgestellt werden. B. Reuter⁵⁰ fand am Nordgiebel des Querhauses „auf rotbraunem Grund weiße Quaderfugen (die ohne Rücksicht auf die Fugen der Giebelabdeckungsquadern angebracht wurden)“ und an der Südwestecke des Querhauses rotbraune Farbreste. Die Verfasserin nimmt an, „daß der mittelalterliche Bau vollständig mit weißen Quaderfugen auf rotbraunem Grund bemalt war“.

Der alte Fußboden der Kapelle bestand aus weißen und roten Sandsteinplatten von 1 Fuß Seitenlänge, deren Reste im 19. Jahrhundert noch gefunden wurden. Der Boden hatte etwa die gleiche Höhenlage wie heute.

Eine Rekonstruktion des Zustandes der Burg im späten Mittelalter kann hier nicht gegeben werden. Die wichtigsten Stufen der Entwicklung sind in der Baugeschichte angedeutet.

3. Die Stellung der Burg Krautheim in der Architektur des 13. Jahrhunderts

Der Versuch, die Stellung der Burgruine zu Krautheim innerhalb der Architektur der späten Stauferzeit näher zu umreißen, setzt eine umfassende Analyse der deutschen Baukunst des „Übergangsstiles“ voraus. Leider fehlen hierzu noch wesentliche Vorarbeiten. Die begrifflichen Kategorien der Kunstwissenschaft für diese Epoche sind seit Dehio unverändert übernommen worden. Neue entscheidende Beiträge zur Klärung der Probleme gibt es kaum. Die von Dehio herausgestellten verschiedenen Stufen der gotischen „Rezeption“ in Deutschland vermochten zwar ein Ordnungsprinzip für den Ablauf der progressiven Aufnahme gotischer Stilelemente zu vermitteln, nicht aber das Phänomen als solches aufzuhellen. Pinder führte mit den historisch zu wertenden Begriffen der „staufischen“ und der „spätstaufischen“ Kunst neue und fruchtbare Gedanken in die Wissenschaft ein, konnte aber damit keine hinreichenden Kriterien für die formale und stilistische Wertung der Bauformen bieten. W. Groß knüpfte in seinen neueren Untersuchungen zur hochgotischen Baukunst im wesentlichen an Dehios Begriffe an.⁵¹ Es fehlt also eine neue, umfassende Schau dieser außerordentlich wichtigen Epoche, der überdies eine exakte Aufnahme des Denkmälerbestandes vorauszugehen hätte.

Schon jetzt aber läßt sich der Formenwandel in der spätstaufischen Architektur Südwestdeutschlands in groben Umrissen etwa folgendermaßen kennzeichnen: Der die Baukunst des späten 12. Jahrhunderts bestimmende, eigentlich staufische Stil ist im Elsaß entstanden und prägt sich dort in der romanischen Kirchenbaukunst und im Burgenbau am deutlichsten aus. Seine Dauer kann etwa mit der Re-

gierungszeit Kaiser Friedrich Barbarossas gleichgesetzt werden, er wirkte jedoch bis ins erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts nach. Seine markantesten Kennzeichen sind der schwere, strenge und flächige, die Wirkung der gewaltigen Mauern und stämmigen Säulen betonende Charakter der Bauwerke, der sparsame und herbe Schmuck, die oft kubische Gestalt der Baukörper.

Noch zur Zeit Kaiser Heinrichs VI. und nach der Jahrhundertwende begann sich dieser Stil in entscheidender Weise zu wandeln: An die Stelle der schweren, knappen Gliederungen, die meist von starker plastischer Wirkung sind, traten gefällige, mehrschichtige, aber oft flächige Wanddekorationen, eine gewisse Feingliedrigkeit aller Formen und die Verwendung stärker differenzierter Profile und architektonischer Details. Der plastische Bauschmuck wurde (vielleicht unter dem Einfluß lombardisch oder französisch geschulter Steinmetzen) reicher und feiner gebildet.

Im dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts traten bisher nicht bekannte Detailformen auf, die für die letzte Phase der staufischen Baukunst bestimmend wurden: die gotischen. Nicht in einer gleichermaßen nachträglichen „Rezeption“ anderwärts fertig entwickelter Elemente, sondern in bewußter Aneignung fortschrittlicher konstruktiver und dekorativer Gedanken, die damals auf verschiedenen Wegen von Westen her vermittelt wurden. Man ging mit Hilfe der Rippengewölbe zu freieren Gewölbbildungen über, die Wandflächen wurden aufgelöst und gegliedert, die Struktur des Gebäudes und seiner Kraftlinien durch eine weitgehende Differenzierung und Betonung der Architekturglieder sichtbar gemacht, die Profile tiefer unterschritten und vielfältig unterteilt. Die Bauskulptur erfuhr eine freie und üppige Ausbildung unter stärkerem Eingehen auf die Vorbilder der Natur; kurzum, die „gotischen“ Bauformen wurden zwanglos als integrierende Bestandteile in den Organismus des Bauwerkes einbezogen.

Unter den verschiedenen Bauschulen der französisch-gotischen Architektur, die jeweils in ihrem charakteristischen Erscheinungsbild auftreten, wurden für unser Gebiet die burgundische (hauptsächlich in der zisterziensischen Ausprägung) und die nordfranzösische Schule der Isle de France vor allen anderen bedeutsam.

Die gotische Bauweise war in den französischen Bauhütten im Laufe des 12. Jahrhunderts entwickelt und an den großen Kathedralen erprobt worden. Eine lebendige Tradition von nahezu einem Jahrhundert steter Bauübung hatte die Hütten zu festen und leistungsfähigen Organisationen werden lassen, die alle Errungenschaften in konstruktiver und formaler Hinsicht zu einem weitgehend elastischen „System“ der Architektur ausgebildet und auch überliefert hatten. Das Entstehen der gotischen Bauformen und ihre weitere Entfaltung ist von dem Werden dieser Baugemeinschaften nicht zu trennen, ja, die Geschichte der gotischen Baukunst ist weitgehend als eine Geschichte der Organisationsformen der Bauhütten zu erklären. Nur auf diesem Wege war eine so weitgehende, rationale Durchgestaltung der Bauwerke nach verbindlichen Grundsätzen überhaupt möglich, nach Grundsätzen, die sich im Entwurfsschema des Grundrisses ebenso ausprägen wie in allen Einzelheiten des Aufbaues, nur so konnten die konstruktiven Möglichkeiten konsequent ausgebildet und über Jahrzehnte hinaus weitergetrieben werden.

Auch in Deutschland hatte es in früheren Jahrhunderten Ansätze zu ähnlichen Entwicklungen gegeben, die oft von kaiserlichen Bauaufträgen ausgingen und auch in der Entstehung von Bauschulen Ausdruck fanden.⁵² Diese entscheidenden Ansätze blieben jedoch meist in ihren Anfängen stecken; eine straffe Organisations-

form in der Art der französischen Bauhütten, die allein eine stetige Weiterentwicklung der neuen Baugedanken hätte verbürgen können, blieb der deutschen Baukunst versagt.

Erst als in der Zeit Friedrich Barbarossas die Architektur im staufischen Stammland zu großer Blüte gelangt war, konnte wieder eine neue, fest umrissene Formensprache durch wandernde Bautrupsps auch in weiter entfernten Gebieten des Reiches verbreitet werden. Darüber hinaus hatten die von Westen her vordringenden Mönchsorden, hauptsächlich die Zisterzienser, in ihren Werkverbänden eine strenge Ordenstradition herausgebildet, die sich unter anderem in einem mustergültigen und zentral gelenkten Bauwesen äußerte. Die Baugedanken der französischen Mutterklöster konnte der Orden seit dem 12. Jahrhundert in zahlreichen deutschen Tochtergründungen verwirklichen. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts vermochte er seine Wirksamkeit noch weiter zu steigern, nicht zuletzt unter dem besonderen Schutz Kaiser Friedrichs II.

Das fortschrittlich ausgebildete Bauwesen der zisterziensischen Bauhütten und die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zur Reife gelangte Baukunst des Oberrheingebietes boten schließlich die Grundlage für eine neue, intensive Bautätigkeit im südwestdeutschen Raum, die von etwa 1150 bis 1250 anhalten sollte. In jener Zeit müssen unter unmittelbarem Einfluß der staufischen Herrscher zahlreiche Hütten am Werk gewesen sein, deren Wirken durch umfangreiche Aufträge auch über Jahrzehnte hinaus gesichert war und die auf diese Weise erstmals wieder die Voraussetzungen für eine planmäßige Aufnahme und Verarbeitung neuer, in Frankreich entwickelter Bauformen bieten konnten.

Die wichtigsten Bauschulen sollen näher charakterisiert werden: Die **O b e r r h e i n i s c h e** Bauschule, deren Wirken vor allem die großen Münster zu Basel, Freiburg und Straßburg zu verdanken sind, stand den Bautraditionen der Lombardei und Südwestfrankreichs sehr aufgeschlossen gegenüber. Ausgehend von den frühen rippengewölbten Kirchenbauten des Elsasses (Murbach, Rosheim) hatten Kräfte dieser Bauschule sowohl an Klosterbauten (Schwarzach, Maulbronn, Bronnbach) als auch an den großen mittelrheinischen Domen (Worms, Speyer) und an Bauten in der Pfalz wesentlichen Anteil.

Die rege Burgenbautätigkeit der Staufer im Oberrheingebiet hatte weiterhin dazu geführt, speziell im Wehrbau erfahrene Kräfte mit kaiserlichen Bauaufgaben zu betrauen. Namentlich der Bau der großen Pfalzen (Hagenau, Kaiserslautern, Gelnhausen) muß von diesen Wehrbauhütten ausgeführt worden sein. Dies wird u. a. durch die Ausbildung typischer Grundrißformen im Burgenbau bewiesen. Bis in den mittelrheinischen Raum hinein (Gelnhausen) und weit nach Osten (Nürnberg, Eger) reichte die Wirksamkeit dieser Bauorganisationen.

Ebenso wichtig ist die zisterziensische Schule von **M a u l b r o n n**, die kurz nach der Jahrhundertwende unter Mitarbeit in Burgund geschulter Steinmetzen die berühmten Bauten des Übergangsstils im Kloster Maulbronn begann und deren Bedeutung für die Baukunst der späten Stauferzeit in Südwestdeutschland gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.⁵³

Eine weitere Richtung eigenen Charakters entstand in **W o r m s**. Dort hatten elsässische Bauleute am Neubau des Doms seit etwa 1170 gearbeitet und im Laufe der lange Jahre währenden Tätigkeit eine eigene Bautradition begründet, die sich in Worms, in der Pfalz und in den angrenzenden Gebieten im frühen 13. Jahrhundert besonders fruchtbar auswirkte. Die „Wormser Bauschule“ ist auch in der Literatur ein Begriff.⁵⁴

Die staufischen Bauhütten des Mittelrheingebietes setzten sich offenbar teils aus Kräften der Wormser Schule, teils aus zisterziensisch oder burgundisch ausgebildeten Bauleuten zusammen. An der Marienkirche zu Gelnhausen vereinigten sich diese Elemente an einem musterhaften Bauwerk, das für eine gewisse Zeitspanne und in weiterem Umkreis vorbildlich wurde. Als bedeutendstes Unternehmen dieser Richtung muß der Westbau des Mainzer Domes gelten.

Für den Pfalzen- und Burgenbau in der Zeit Friedrichs II. kann man mit Hotz eine Palastbauhütte voraussetzen, die aus den alten Wehrbauhütten hervorging und den beispielhaften Bau und Ausbau zahlreicher Burgen des Kaisers und des Hochadels ausführte.⁵⁵ Die Steinmetzen dieser Verbände entstammten den mittelrheinischen Zentren (Gelnhausen, Mainz, Worms) und auch den zisterziensischen Werkstätten.

Als ergänzende Komponenten in diesem Kräftespiel erscheinen die schwäbische Schule, die in den ober- und mittelhheinischen Raum freilich kaum einwirken konnte, sowie spezifisch südfranzösische Strömungen, die besonders am Dombau zu Bamberg und auch in Bronnbach hervortreten, für unser Gebiet sonst aber keine größere Bedeutung erlangten.

Schließlich ist zu fragen, ob auch das kaiserliche Bauwesen Friedrichs II. in Italien einen bestimmenden Einfluß auf die deutsche Architektur dieser Epoche ausübte.⁵⁶ Diese Frage kann nicht bejaht werden, denn die wichtigsten Bauten Friedrichs II. in Italien entstanden erst im vierten und fünften Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts und konnten somit auf die deutsche Architektur kaum noch Einfluß gewinnen. Ihre Entstehungsbedingungen sind zudem von denen unserer Stauferbauten sehr verschieden. Die „offizielle“ Kunst am Hofe Friedrichs II. ging jedenfalls andere Wege als die Kunst Deutschlands dieser Zeit: Der Kaiseridee des Römischen Imperiums entsprach dort eine Hinwendung zur Antike, ein bewußtes Anknüpfen an die Formen der römischen imperialen Architektur und Skulptur, eine Verherrlichung der kaiserlichen Macht in Triumphatoren und glanzvoller, auf antike Tradition zurückgreifender Bildhauerkunst — Erscheinungen, die mit der staufischen Kunst Deutschlands im frühen 13. Jahrhundert nur wenig gemeinsam haben.

Ein Gemeinsames bleibt aber doch festzustellen: In Süditalien wie im deutschen Stammland zeigte sich die Architektur damals mehr denn je aufnahmebereit gegenüber den neuen, richtungweisenden Bauformen, die in Frankreich längst in Blüte standen und sich unter dem Einfluß der Bauhüttenverbindungen und der vom Kaiser besonders geförderten Zisterzienser rasch verbreiteten. Gegen Ende der Regierungszeit Friedrichs II. wurden auf diese Weise entwickelte gotische Baugedanken in die Formenwelt der kaiserlich-imperialen Kunst einbezogen und damit in gewissem Sinne der Anschluß an die französisch-gotische Baukunst der Zeit hergestellt.

Ein ähnlicher Vorgang vollzog sich auch in Deutschland, indem mehr und mehr gotische Einzelformen als Teile des gotischen Systems die spätromanische Architektur zu bereichern begannen. Der Entwicklungsstand der deutschen Bauhütten erlaubte damals noch nicht die Aufnahme des vollständigen Systems der Kathedrale. Die Steigerung des abendländischen Kaisergedankens unter Friedrich II. aber ebnete einer Entwicklung den Weg, die zur bewußten und vollständigen Aneignung der Kathedralarchitektur führen mußte: In Deutschland wie auch im südlichen Reich des Kaisers strebten alle geistigen Kräfte auf diese gewaltige Synthese hin. Noch vor 1250 begann in Deutschland der Bau der ersten

und einzigen Kathedralen: Straßburg und Köln. Kurz darauf brach diese eindrucksvolle Entwicklung jedoch ab, und nichts beweist deutlicher, wie sehr die abendländische Kaiseridee die Architektur der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts mitbestimmt hatte. Das Erbe der Kathedralbaukunst traten die „Gegenkirchen“ der Kathedrale an,⁵⁷ in Südwestdeutschland vor allem die Bettelordenskirchen und die Hallenkirchen, deren Formen sich in den bürgerlichen Stadtkirchen der späten Gotik vereinigten. Die Führung in der Kunst ging an andere soziologische Gemeinschaften über, an die aufstrebenden Städte.

In diesem Geschehen hat die spätstaufige Architektur eine denkwürdige Rolle gespielt. Sie nahm die überlieferten Baugedanken des späten 12. Jahrhunderts und alle zukunftsweisenden Ideen in sich auf und führte sie in einem unvergleichlichen Einschmelzungsprozeß zusammen: die Traditionen der oberrheinisch-elsässischen romanischen Architektur, die spezifisch zisterziensisch geprägten Bauweisen dieses Ordens, die französisch-gotischen Elemente verschiedener Provenienz und schließlich auch vereinzelt Formen der südfranzösischen „Proto-renaissance“. Die Synthese dieser Elemente spiegelt sich in einer Entwicklung der Architektur von großartigem Charakter und ungewöhnlicher Tragweite, einem umfassenden, auch geistesgeschichtlich bedeutsamen Vorgang, der mit den Begriffen der „Rezeption“ oder des „Übergangsstils“ nur unzureichend erfaßt wird und dessen Bedeutung nicht allein in der fortschreitenden Aneignung einzelner Elemente des gotischen Systems gesucht werden kann. Dieses Geschehen war beim Tode Kaiser Friedrichs II. keineswegs abgeschlossen, sondern erst in vollem Werden begriffen.

Auch die deutsche Burgenarchitektur nahm an dieser Entwicklung regen Anteil und selbst kleinere Bauwerke lassen den Wandel der Ausdrucksformen deutlich erkennen. Die Krautheimer Schöpfungen, die Hotz treffend als eine „letzte Möglichkeit der Palastbauhütte“⁵⁸ bezeichnete, geben beredtes Zeugnis dieser Vorgänge im Bereich der Baukunst. Für das Verständnis der Krautheimer Formen ist daher nicht allein von Interesse, welche gotischen Elemente (Spitzbogen, Rippengewölbe, Strebpfeiler und Maßwerk) bereits aufgenommen und wie sie im einzelnen verwendet werden, sondern vor allem die Frage nach der Herkunft der Bauformen aus den verschiedenen, ursprünglich widerstrebenden Bautraditionen, nach der Bedeutung der Bauschulen für die spätstaufige Architektur und schließlich nach der Art der Einschmelzung dieser Elemente zu einem schöpferischen Ganzen. So bezeugt die Krautheimer Burgkapelle die Einbeziehung zisterziensischer und nordfranzösisch-gotischer Bauformen in den Bereich der deutschen spätromanischen Architektur auf ihrer an den Kaiserpalzen und an den rheinischen Domen zu letzter Reife gelangten Entwicklungsstufe und die entscheidende *Synthese* aller dieser Möglichkeiten, die sich in der konsequenten Weiterbildung des staufigen Stils durch die Aufnahme verschiedenartiger Formelemente hier letztmalig widerspiegelt.

X. Die Bauten in der Nachfolge Krautheims

Die Architektur der späten Stauferzeit erfuhr keine entscheidende Weiterentwicklung mehr, denn nach der Jahrhundertmitte trat ein tiefgreifender Wandel ein, der auch in den Formen der Baukunst sichtbaren Ausdruck findet. Diese Tatsache liegt zutiefst im Wesen der umfassenden Veränderungen begründet, die nach 1250 unter dem Einfluß des Todes Kaiser Friedrichs II. und mit dem Untergang der staufigen Macht vor sich gingen. Die Auftraggeber aus den Kreisen der Ritterschaft, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts namentlich im Burgenbau

lohnende Aufgaben gestellt hatten, waren teils in den Niedergang der Stauer verstrickt oder gerieten in wirtschaftliche Not, teils mußten sie sich infolge der unsicheren Zeitverhältnisse für die nächsten Jahrzehnte mit den vorhandenen Bauten begnügen und auf neue, größere Baupläne verzichten. Bedeutendere Aufträge blieben daher zunächst eine Ausnahme; die Bauhütten wanderten in die Städte ab oder lösten sich überhaupt auf.

Der große Einschmelzungsprozeß der verschiedenen Stile und regionalen Bauweisen, der die vorhergehenden Jahrzehnte auszeichnete, fand ein jähes Ende. Einzelne Bauelemente lösten sich aus dem Zusammenhang und überlebten den Niedergang der alten Baukunst. Die Bauformen der Bettelorden (die viele Eigenheiten der Zisterzienser bewahrten) und die nordfranzösisch-gotischen Bauweisen setzten sich endgültig durch. Die neue Kunst stand nun aber im Dienst der städtischen Bauaufgaben, der Stadtkirchen und der in der Stadt beheimateten Bettelordenskirchen. Von den großen Bischofskirchen wurden nur Köln und Straßburg als ausgesprochene Kathedralen weitergebaut; der Burgenbau trat zunächst stark in den Hintergrund.

So ist es nicht verwunderlich, wenn auch die Krautheimer Burgkapelle, in der viele entscheidende Strömungen der Zeit zusammenflossen, keine „Schule“ im eigentlichen Sinne mehr machen konnte. Die Wirksamkeit der staufischen Bauideen war an den Bestand des alten Reiches, an die Machtstellung der kaiserlichen oder kaisertreuen Herren gebunden und mußte nun entschieden nachlassen. Die letzten Möglichkeiten der Spätromanik hatten in einer zunehmenden Bereicherung, in einer Synthese verschiedenartiger Bau- und Zierweisen gelegen; im Gegensatz hierzu trat nun eine Erstarrung ein, die formgeschichtlich eher zu einer Rückbildung, nicht aber zu einem Fortschritt auf dem bisher verfolgten Wege führen mußte.

Im näheren und entfernten Umkreis von Krautheim entstanden jedoch noch einzelne Bauwerke, die in mehr oder weniger starker Abhängigkeit von der Krautheimer Werkstätte stehen und manche Elemente weitertragen, die in Krautheim ausgebildet waren. Es sind dies die Burgbauten zu Wertheim am Main, Leofels an der Jagst und Lichteneck am Kocher und im Bereich der Kirchenbauten die Klosterkirche zu Gnadental, der Chor der St.-Johannis-Kirche zu Mergentheim und der Westbau der Stadtpfarrkirche zu Aub in Unterfranken.

1. Der Burgenbau

a) Der Palas zu Wertheim am Main

In der Hauptburg der großen Ruine von Wertheim, der Grafenburg des gleichnamigen Geschlechts, erhebt sich unmittelbar neben dem Bergfried ein stattliches, in einigen Teilen gut erhaltenes Wohngebäude des 13. Jahrhunderts mit bemerkenswerten Fenstern des Übergangsstils.

Dieser Bau wurde von Wibel⁵⁹ als „Kapelle“ angesprochen und seitdem bis in die neueste Literatur hinein als solche betrachtet, obwohl schon Staatsmann und Piper dieser Auffassung entgegentraten und das Bauwerk mit guten Gründen als Palas bezeichneten. Der Bau ist zweifellos ein Palas der spätromanischen Zeit, der im 15. Jahrhundert entscheidend umgebaut wurde. Möglicherweise enthielt er ursprünglich auch einen Kapellenraum; dies ist jedoch nicht mehr sicher festzustellen.

Das Gebäude hat unregelmäßig viereckigen Grundriß, die Nord- und Südwand verlaufen nahezu parallel, die Ostwand sitzt auf der Umfassungsmauer der Hauptburg auf und tritt in deren Verlauf stark nach Osten vor. Die größte Länge

beträgt etwa 15 m, die Breite etwa 9,50 m. Heute stehen nur noch die Südwand, die Hälfte der Nordwand und vor allem die Westwand aufrecht. An der Westwand läßt sich auch — trotz späterer Eingriffe — die ursprüngliche Stockwerksteilung noch deutlich ablesen: Auf ein hochliegendes Kellergeschoß folgt das erste Stockwerk mit zwei großen Dreierfenstern und einer mittleren Eingangstür. Darüber liegen das Saalgeschoß mit einer heute vermauerten, großen Doppelarkade und das Dachgeschoß mit einem profilierten Kleebogenfenster im Giebel.

In diesem Aufbau läßt sich die typische Gestalt eines staufischen Palas erkennen, und es besteht keinerlei Anlaß, das Gebäude als Burgkapelle zu betrachten. Eigentümlich ist allerdings die Stellung dieses Palas zum Burghof, denn er kehrt seine westliche Giebelseite dem Hof zu und ist auch von dort her erschlossen. Eine etwa 3,50 m über dem heutigen Terrain befindliche Eingangstür vermittelt den Zugang (früher vermutlich über eine hohe Freitreppe), darunter liegt der Eingang zum Keller. Diese westliche Schauseite ist außerdem durch die erwähnten reichen Saalfenster als „Fassade“ gestaltet und im Aufbau symmetrisch, letzteres eine im mittelalterlichen Profanbau seltene Tatsache.

Bemerkenswerte Stilformen zeigen die Fenster. Die im ersten Stockwerk gelegenen Dreierfenster sind jeweils unter einem großen, von Rundstab und Kehle begleiteten Kleebogen zusammengefaßt. Die mittlere Öffnung in jeder Dreiergruppe ist überhöht, die Trennungspfeiler sind ebenso wie die Rahmen der Fensterbögen mit einem mehrfach gestuften Profil versehen, das sich aus wurzelförmigem Ansatz entwickelt. Kapitelle oder Kämpfer fehlen. Auch das Profil des äußeren Kleebogens läuft ohne Unterbrechung durch und beginnt auf der Höhe der Fensterbank sofort in entwickelter Gestalt, d. h. ohne Übergang durch ein Anfängerstück. Die innere Breite der Fensternischen beträgt etwa 2 m; Reste des Ladenverschlusses sind noch erhalten.

Der Vergleich dieser Fensterarchitektur mit den Krautheimer Details ergibt auffallende Übereinstimmung, besonders mit dem Oberlicht des Krautheimer Palasportals. Die drei Fensteröffnungen, deren mittlere überhöht ist, die Profile der auf der Fensterbank stehenden Pfeiler, der Steinschnitt im Scheitel des Bogens und die Art der Mauertechnik verraten deutlich die Eigenheiten der Krautheimer Werkstatt.

Auch die heute vermauerte Fenstergruppe des zweiten Stockwerks ist noch erkennbar. Der Rest des mittleren Pfeilers ist teilweise freigelegt und in einer Aufnahmezeichnung festgehalten,⁶⁰ die ursprüngliche Gestalt der Fenster freilich schwer zu ermitteln. Wibel ergänzt sie mit Kleebogenblenden, von denen wie im ersten Geschoß drei Spitzbogenfenster umschlossen werden. Die Profile sind stark differenziert und erinnern an die Gewände der Krautheimer Kapellenfenster. Der mittlere Fensterpfeiler wird durch eine vorgestellte Säule bereichert, die den äußeren Blendbogen trägt. Sie ruht auf flacher, überquellender Basis und besitzt ein elegant gezeichnetes, frühgotisches Knospenkapitell mit flacher Deckplatte. Darüber setzt nach beiden Seiten das Profil des äußeren Bogens an, ein starker Rundstab vor einer Kehle und angefügter Platte.

Das Kleebogenfenster im Giebel und das Portal im ersten Stockwerk sind verhältnismäßig einfach gebildet. Ihre Profile entwickeln sich wieder aus wellenförmigen Ansätzen. Die Außenwände des Bauwerkes waren ähnlich wie in Krautheim früher verputzt, noch heute sind Putzreste vorhanden.

Erstmals hatte Staatsmann den Wertheimer Palas mit Krautheim in Verbindung gebracht.⁶¹ Er hielt die Burgkapelle in Krautheim für jünger und glaubte infolge der Verbindungen zwischen den Familien der Bauherren, daß Konrad

von Krautheim, der Verwandte der Wertheimer Grafen, „dessen Burgsitz nachgebildet habe“. Er meinte, daß die Krautheimer Bauformen gegenüber Wertheim „einen Fortschritt zeigen“ und daß die Werkleute aus Wertheim nach dem Abschluß der dortigen Arbeiten in Krautheim verwendet worden seien.

Zweifellos müssen die Zusammenhänge zwischen den Bauten der zweiten Periode in Krautheim und dem Palas zu Wertheim auf die Tätigkeit der gleichen Werkstätte zurückgeführt werden. Die Frage, ob auch derselbe Meister an beiden Orten wirkte, ist demgegenüber weniger wichtig. Die Krautheimer Hütte ist jedenfalls in ihren charakteristischen Eigenheiten nirgendwo so deutlich zu fassen wie in Wertheim, und man muß bedauern, daß außer den Saalfenstern kaum noch Reste vorhanden sind, die etwas von der architektonischen und räumlichen Konzeption des Baues ahnen lassen.

Die Stilstufe der Wertheimer Bauteile gibt diese gegenüber Krautheim als fortgeschrittener, als später zu erkennen. Es treten manche Neuerungen auf, die freilich keinen echten Fortschritt bedeuten, vielmehr als eine Reduktion betrachtet werden müssen: Die Kapitellzone an den Fenstern wird ausgelassen, die seitlichen Rundstäbe der Fensterrahmen haben keine eigenen Basen, sondern beginnen unvermittelt auf der Fensterbank, die Profile werden spröde und in der Zeichnung geometrisch hart. Eigentliche Bauornamentik fehlt. Die merkwürdige Gestalt der Pfeiler zwischen den Fensteröffnungen beweist vollends, daß sich hier eine Vereinfachung, ja eine Erstarrung abzeichnet. Die lebensvollen und plastisch empfundenen Krautheimer Bauglieder wurden ohne Sinnbezug auf das Ganze der Architektur angewendet und zum Teil verbildet. Der um die Jahrhundertmitte einsetzende Stilwandel kündigt sich bereits an; die gegenüber Krautheim „einfacheren“ Formen weisen daher nicht auf eine frühere Entwicklungsstufe, sondern vielmehr auf eine spätere Schöpfung.

Die Bauzeit des Wertheimer Palas wird seit Wibel „um 1200“ angesetzt. Staatsmann kam auf Grund seiner Vergleiche mit Krautheim und Bronnbach zu dem Ergebnis, die Bauzeit müsse in die Zeit um 1220 verlegt werden.⁶² Der Vergleich der Architekturformen des Palas mit der Kapelle zu Krautheim, mit dem südlichen Kreuzgangflügel zu Bronnbach und den Bauten der mainfränkischen Schule führt dagegen zu anderen Annahmen: Mit hinreichender Sicherheit können nun die Jahre zwischen 1240 und 1250 als Bauzeit für den Palas (und für die Zierformen des nördlich anstoßenden Wohngebäudes) angegeben werden. Vermutlich ging ein Teil der Krautheimer Werkleute nach Abschluß der dortigen Arbeiten in den Dienst der Grafen von Wertheim, um den Neubau des Palas ihrer Burg auszuführen. Eine Gleichzeitigkeit der Bauvorgänge ist wegen der fortgeschrittenen Einzelformen in Wertheim unwahrscheinlich.

Auch die unmittelbare Nachbarschaft des Klosters **Bronnbach** ist nicht ohne Einfluß auf die Wertheimer Bauten geblieben. Besonders der östliche Kreuzgangflügel mag damals in der Gegend als vorbildlich gegolten haben, denn er zeigt in seiner reichen und heiteren Ornamentik den mittelhheinischen Dekorationsstil des 13. Jahrhunderts in schönster Vollendung. Die Wertheimer Palasfenster lassen sich freilich eher mit dem etwas nüchternen, auch im Dekor zurückhaltenden nördlichen Kreuzgangflügel vergleichen, der dem östlichen unmittelbar folgte. Die Fensterpfosten mit ihren abgefasten Kanten, die überhöhten Spitzbogen in Dreierteilung und manche Einzelheiten bestätigen diese Abhängigkeit. Der Bauteil gehört wie die Palasfenster in Wertheim schon der Zeit an, als die staufische Baukunst ihren Höhepunkt überschritten hatte.

b) Leofels an der Jagst

Die nächst Krautheim bedeutendste Burg der späten Stauferzeit im Jagstgebiet ist die Ruine Leofels bei Dünsbach (Kreis Gerabronn). Der regelmäßige Grundriß, das durchgehende Buckelquaderwerk der hohen Mantelmauer und die schönen Reste spätromanischer Palasfenster geben das Bauwerk als eine beachtliche Anlage aus dem Ende der Regierungszeit Kaiser Friedrichs II. zu erkennen. Schon E. Gradmann⁶³ hatte eine Ähnlichkeit der Bauformen von Leofels und Krautheim hervorgehoben; diese Angabe ist seitdem mehrfach wiederholt worden, ohne daß die Frage jedoch näher geprüft worden wäre.

Links der Jagst, auf einer hohen, scharfen Bergnase über dem Tal, erhebt sich die kleine Burganlage. An der Ostseite des Burggeländes trennt ein etwa 13 m breiter Halsgraben eine dreieckige Fläche von der anschließenden Hochebene ab, auf deren höchstem Platz sich die Hauptburg mit ihrer gut erhaltenen Mantelmauer aufbaut. Die innere Burg hat einen ziemlich regelmäßigen Grundriß: Eine in gerader Linie verlaufende Schildmauer von etwa 33 m Länge erhebt sich gegen die Angriffsseite, beiderseits schließt sich daran nahezu rechtwinklig die Umfassungsmauer in gleicher Stärke an und umgibt den Burgbering in Gestalt eines unregelmäßigen Fünfecks. Das Tor liegt an der Nordwestseite. Hinter der Schildmauer stand ursprünglich ein viereckiger Bergfried, der jedoch vor 1864 abgebrochen wurde. Die Süd- und Nordseite des Bezirkes wurde von den Burgbauten eingenommen, die nur einen kleinen Hof freiließen. Der südliche Bau scheint der Palas gewesen zu sein, der nördliche ein zweiter Wohnbau. Das Torhaus und Teile der Wohngebäude sind im 15. Jahrhundert weitgehend umgebaut worden.

Der Zugang zur Burg liegt auf der Bergseite, die Zugbrücke wird von einem auf dem Burgfelsen errichteten Tor aus beherrscht. Der Burgweg zieht sich an der Nordseite zunächst in westlicher Richtung hin, um dann, nach Osten gewendet, an der westlichen Spitze des Beringes in das Haupttor zu münden.

Neben dem sorgfältig aus Muschelkalk gearbeiteten Mauerwerk des Burgmantels sind besonders die Palasfenster wegen ihrer auffallenden Zierformen hervorzuheben. Es handelt sich meist um Doppelfenster, die durch eine zierliche Mittelstütze getrennt werden. Die Öffnungen sind kleebogig oder spitzbogig gebildet und besitzen zum Teil gotische Maßwerkansätze; auch die Zwickel der Bögen werden durch drei- oder vierpaßähnliche Muster ausgefüllt, die frühgotische Maßwerkformen vorbereiten. Die Fensteröffnungen sind nicht (wie in Krautheim und Wertheim) durch Säulchen oder Rundstäbe gerahmt, sie liegen vielmehr bündig in der Außenwand und sind kantig in das Mauerwerk eingeschnitten. Nur eine Fenstergruppe wird an der Ansichtseite durch ein diamantiertes Band geziert, das aus wurzelförmigem Ansatz entspringt. Die Mittelsäulchen stehen auf der Fensterbank mit einfach rechteckigem Sockel und flacher, über den Sockel hervortretender Basis. Die Kapitelle sind aus der Kelchblockform entwickelt und mit Blattwerk reich dekoriert; ihren oberen Abschluß bildet eine ungegliederte, flache Platte. Die Fenster sind aus geglätteten Quadersteinen gearbeitet und sorgfältig in das umgebende Buckelquaderwerk eingefügt. Sie zierten die ehemals reich ausgestatteten Wohnräume der kleinen Burganlage.

Historische Nachrichten über die Burg aus der ältesten Zeit fehlen. Schumm vermutet mit Recht, daß Leofels eine staufische Reichsburg war. Auffällig ist die Tatsache, daß sich kein Adelsgeschlecht nach der Burg nennt, ihr Besitz wechselt vielmehr zwischen einzelnen Dienstadelsfamilien. Die ältesten bekannten Besitzer aus der Familie von Wiltingen sind im Umkreis der Reichsstadt Rothenburg beheimatet und gehörten einem Beamtenadel an, zu dessen Aufgaben die Ver-

waltung des Reichsgutes rechnete. Die spätere Dorfsiedlung entstand erst im Anschluß an die Burg, so daß der Ursprung der Anlage nicht aus einer früher vorhandenen Ortschaft erklärt werden kann.

Der Vergleich der Ruine mit der Burg Krautheim ist aufschlußreich und für die Datierung der Burg wichtig. Der Grundriß ist eigentümlich in seiner straffen Form und auffallenden Regelmäßigkeit, die komplizierte Umrißlinie des Krautheimer Grundrisses sucht man vergeblich, ebenso die auf den größeren Burgen der Stauferzeit entwickelte typische Abfolge von Bergfried, Palas und Kapelle. Leofels ist — ähnlich wie die nahe gelegenen Burgen Stetten und Tierberg — mit einer geraden Schildmauer gegen die Angriffsseite ausgestattet, die durch einen (frei dahinter stehenden) quadratischen Bergfried gesichert wird. Das Vorbild für diese Form könnte man auf Burg Brauneck suchen, bei der die Verteidigungsanlagen der Angriffsseite ähnlich sind. Im Gegensatz zu Leofels liegt dort allerdings das Tor in der Schildmauer, obwohl in beiden Fällen der Zugangsweg von der Bergseite her kommt.

Bemerkenswerte Ähnlichkeit im Grundriß besteht offenbar auch zwischen Leofels und der Burg Lichteneck am Kocher. Letztere hat zwar keinen Bergfried, aber die Grundform der geraden Schildmauer mit nahezu rechtwinkligen Anschlüssen an beiden Seiten; die von einem starken „Mantel“ umschlossene innere Burg und die Einfachheit der Baugestaltung rücken die beiden Burgen in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis. Was in Leofels bereits auffiel — die einfache, gleichermaßen reduzierte Grundrißgestalt — tritt in Lichteneck noch stärker hervor: Die Burg ist auf die notwendigsten Bauten beschränkt und in einfachsten Formen ausgeführt.

Die Architekturglieder von Leofels stehen auf einer späteren Stilstufe als Krautheim. Das Auftreten der „gotischen“ Formen überrascht hier, denn unmittelbare Vorstufen fehlen in der Gegend. Die Herrschaft des Spitzbogens (neben dem Kleebogen) ist nunmehr gesichert, der reiche Apparat der die Fenster rahmenden Säulchen und Profile, die Wirtel und Basen, Kapitelle und Zwischenglieder fallen weg. Die Öffnungen sind hart in die Wand eingeschnitten und bezeugen bei allem Repräsentationsstreben eine gewisse Kargheit. Die Kapitelle der Mittelsäulchen sind lebendig gezeichnet, bieten aber keine neuen Gedanken, die etwa mit der Krautheimer Ornamentik wetteifern könnten. Neuartig sind dagegen die Ansätze zur Maßwerkbildung und auch die abwechslungsreichen Zwickelfiguren der Fenster, die im südlichen Emporenfenster der Krautheimer Kapelle ein Vorbild haben; neuartig erscheinen überhaupt die gotischen Stilformen — Elemente, die in die Zukunft weisen, wenn sie hier auch noch in den Zusammenhang der spätromanischen Architektur eingebunden sind.

Die Entstehungszeit der Burg Leofels muß auf Grund der Gesamtanlage und der Zierformen um 1240 angesetzt werden, kaum früher. Sie entstand vermutlich als echte „Reichsburg“ zur Sicherung von Reichsbesitz und wurde von einem Ministerialengeschlecht verwaltet. Noch 1864 war die Burg (mit Ausnahme des Bergfrieds) unter Dach und Fach, wurde aber damals abgebrochen und ist seitdem verfallen.

Abschließend soll noch erwähnt werden, daß Bodo Ebhardt die Fensterformen von Leofels mit denen der Burg Celano (Provinz Aquila) in Mittelitalien verglich.⁶⁴ Diese große Burganlage wurde 1223 von Kaiser Friedrich II. zerstört, 1225 bis 1230 aber wiederaufgebaut. In Grundrißform und Aufbau bestehen anscheinend keinerlei Zusammenhänge zwischen beiden Bauten; die Fensterarchitektur verrät jedoch eine überraschende Ähnlichkeit im einzelnen wie in der Gesamterscheinung.

In beiden Fällen erscheinen zierliche, gekuppelte Spitzbogenfenster, mit Maßwerk gefüllt und mit einer gotischen Vielpaßfigur im Bogenzwickel. Das Maßwerk ist in Celano fünfteilig, in Leofels dreiteilig.

Wie schon erwähnt, läßt sich in einigen Bereichen der Architektur eine Annäherung der Formensprache im nördlichen und südlichen Teil des Reiches verfolgen, die sich in den letzten Jahrzehnten der Regierungszeit Friedrichs II. anbahnte. Zwar sind die Formen von Leofels aus der deutschen Entwicklung hinfänglich zu erklären, ihr Auftreten an diesem Ort und die auffallende Verwandtschaft mit italienischen Beispielen dieser Zeit ist dennoch beachtenswert. Vielleicht hat auch hier der Austausch zwischen den einzelnen Teilen des Reiches zu neuen gemeinsamen Ausdrucksformen in der Architektur geführt.

Das Verhältnis der Burg Leofels zu Krautheim deutet zwar auf einen gewissen Schulzusammenhang, allein damit sind die Einzelheiten dieser Ruine nicht völlig erklärt. Der weiteren Forschung verbleiben hier noch Aufgaben.

c) Lichteneck am Kocher

Burg Lichteneck am Kocher (Kreis Künzelsau) ist neben der Stammburg Krautheim die einzige noch bestehende Burganlage, die nachweislich von einem Mitglied der Familie von Krautheim errichtet wurde. Ausnahmsweise hat sich hier eine Urkunde erhalten, die über die Bauzeit genaue Auskunft gibt. Im Jahre 1251 vergleicht sich nämlich Kraft von Boxberg mit dem Kloster Kumburg wegen Grund und Bodens der von ihm erbauten Burg Lichteneck bei Ingelfingen.⁶⁵ Kraft muß die Veste demnach vor 1251 errichtet haben, zu einer Zeit also, da die Stammburg Krautheim bereits im Besitz der Grafen von Eberstein war und Kraft sich nach seinem Rückzug von der staufischen Sache wohl dem weiteren Ausbau seiner Besitzungen widmete. Mit dem Bau der Burg Lichteneck stießen die Krautheimer vom Jagsttal aus in das benachbarte Kochertal vor, um auch dort festen Fuß zu fassen.

Burg Lichteneck erhebt sich über Ingelfingen rechts des Kochers auf einer in halber Höhe des Talhanges vorspringenden Terrasse im Wellenkalk. Die Burganlage ist nicht sehr groß und heute leider stark zerstört. Der Grundriß ist nicht mehr überall festzustellen und wohl auch nie genau aufgemessen worden.

Der Bauplatz wird vom Kochertal und von einer tiefen, talähnlichen Klinge begrenzt. Der steil abfallende Berg ist an seinen Hängen mit Wein bewachsen. An der Bergseite trennt ein gut erhaltener Halsgraben den Bauplatz vom Bergmassiv ab. Über dem Graben steht die starke, etwa 26 m lange und bis zu etwa 15 m hohe Schildmauer, an deren Enden die hohe Mantelmauer etwa rechtwinklig und in gleicher Höhe anschließt. Diese seitlichen Mauern setzen sich an der Südseite noch 14 m, an der Nordseite noch etwa 7,50 m fort und sind dann abgebrochen. Ihr ehemaliger Verlauf ist ohne Grabungen nicht mehr zu ermitteln, lediglich an der Talseite lassen Erhöhungen im Gelände den Zug der Mauer stellenweise noch erkennen. Die genaue Form des Grundrisses bleibt aber unklar.

Das Mauerwerk der Ruine besteht größtenteils aus sorgfältig bearbeiteten lagerhaften Bruchsteinen von Muschelkalk in meist durchgehenden Schichthöhen; den Zwischenraum der äußeren Schalen von grobsteinigem Mauerwerk füllt Gußgemäuer aus Kalksteinen mit viel Mörtel. An den Ecken der Schildmauer sind größere Eckquadern eingefügt, das Mauerwerk hat durchweg rauhen Charakter.

Über die Burgbauten läßt sich nur wenig aussagen. Einzig die Schildmauer ist stellenweise gut erhalten und besitzt bei einer Stärke von mehr als 2 m im Inneren eine Treppe, die entweder zu den oberen Geschossen des anschließenden

Palas oder aber auf die Mauerkrone führte. An die Schildmauer stößt im Burghof eine etwa 1,20 m starke, parallel zur südlichen Außenwand verlaufende Mauer etwa rechtwinklig an. Vermutlich war dies die Hofwand des dort gelegenen Palas, denn die südliche Außenmauer der Burg zeigt hier in größerer Höhe die Reste von bedeutenden Fensteröffnungen, die auf einen Palas deuten, auch erinnert der Rest eines Kamins an der inneren Südwand an die ehemalige Bestimmung dieses Bauteils. Die übrigen noch im Burghof erkennbaren Ruinen erlauben vorläufig keine sichere Rekonstruktion. Gottschalk⁶⁶ erwähnt noch die Öffnung eines Kellers, „der erst in den neuesten Zeiten, bei Räumung des Platzes, mit unbrauchbarem Schutt ausgefüllt wurde“.

Der Zugang zur Burg muß auf der Bergseite gesucht werden, wo noch im vorigen Jahrhundert ein freistehender Mauerpfeiler zu sehen war, auf dem wahrscheinlich die Zugbrücke ruhte. Da die Schildmauer kein Eingangstor enthält, muß dieses — ähnlich wie in Leofels — an der Talseite gelegen haben.

Die Bauformen der Ruine Lichteneck spiegeln deutlich die Tendenzen wider, die sich in den Jahren um und nach 1250 in der Architektur abzeichnen beginnen. Die große Zeit des Burgenbaues geht zu Ende, die tragenden Kräfte der Entwicklung, die zahlreichen adligen Geschlechter, treten nach dem Untergang der staufischen Sache mehr und mehr in den Hintergrund. Das Streben, den Familienbesitz zu sichern und auszubauen, wird gegenüber dem früher entscheidenden Dienst für Kaiser und Reich wichtig, die wirtschaftliche Kraft läßt häufig infolge fehlender Einkünfte empfindlich nach. Das Ergebnis ist in der auf das Notwendigste beschränkten, reduzierten Grundrißgestalt der Burg und aller Einzelheiten ihres Aufbaues zu verfolgen. Neue, zukunftsweisende Gedanken fehlen; die bisherigen Grundsätze werden noch einmal verwirklicht, wenn auch unter Verzicht auf Repräsentation und Gedankenreichtum der Architektur. Sogar die Qualität des Mauerwerkes beginnt nun nachzulassen; an die Stelle des sorgfältigen Quaderwerkes treten in Lichteneck rauhe, lagerhafte Bruchsteine, noch schwerer wiegt der Verzicht auf ornamentalen Zierat, der noch in Krautheim eine so wichtige Rolle spielte.⁶⁷

Entwicklungsgeschichtlich steht die Burg Lichteneck am Ende einer glanzvollen Reihe als spätes, vereinfachtes Schlußglied. Die in Leofels bereits erkannte Tendenz der Kargheit und zunehmenden Vereinfachung hat sich nunmehr durchgesetzt, und es ist nicht verwunderlich, daß wichtige neue Burganlagen nach der Mitte des 13. Jahrhunderts in unserem Gebiet zunächst nicht zu finden sind.

2. Der Kirchenbau

a) Die Klosterkirche zu Gnadental

Konrad von Krautheim, der mutmaßliche Erbauer der Burgkapelle zu Krautheim, hatte das von ihm gegründete Zisterzienser-Frauenkloster Gnadental bei Hall nach 1245 mit reichen Gütern beschenkt. Er zog sich mit seiner Gemahlin in das Kloster zurück und hat dort bis zu seinem Tod im Jahre 1267 gelebt. In seinem Testament vermachte er sein Hab und Gut zunächst seiner Gemahlin Kunigunde, nach deren Tod sollte es an den Konvent in Gnadental fallen. Seine Tochter wurde vermutlich die erste Äbtissin des Klosters. Die Nonnen hielten das Andenken des Stifters und seiner Gattin in hohen Ehren und verpflichteten sich, seinen Jahrtag wie den des Königs Richard von Cornwallis zu begehen.⁶⁸

Diese zweite Klostergründung — das erste Kloster in Hohebach war nach Gnadental verlegt worden — verrät Konrad als einen eifrigen Bauherrn, und gerade diese spätere Bautätigkeit Konrads stützt die Annahme, daß er auch in

Krautheim die entscheidenden Pläne zum Bau der Burgkapelle anregte. Nicht ohne Grund hat man daher eine Abhängigkeit der Klosterkirche zu Gnadental von der Burgkapelle zu Krautheim erkennen wollen. Staatsmann⁶⁹ meint, daß man in der Raumdisposition beider Bauwerke „einige Ähnlichkeit“ finde und daß manche Einzelheiten der Dekoration große Verwandtschaft mit Krautheim erkennen ließen, ja zum Teil aus derselben Meisterhand hervorgegangen seien. Letzteres glaubte er vor allem von dem Pflanzen- und Tierornament der Fenster sagen zu müssen. In der Tat erweisen die Grundrißdisposition und der Aufbau der Gnadentaler Kirche eine enge Verwandtschaft mit Krautheim, der Formenschatz der Ornamentik aber und auch die konstruktiven Elemente weichen in vieler Hinsicht offensichtlich von Krautheim ab.

Die einschiffige Klosterkirche zeigt im Grundriß einen langen, rechteckigen Hauptraum, dessen westlicher Teil als Nonnenempore zweigeschossig ausgebildet war (heute verbaut). Nach Osten schließen sich zwei querrechteckige Vorjoche an, die sich zu dem quadratischen Altarraum in einem Triumphbogen öffnen. Der erhöhte Altarraum ist gegenüber dem Langhaus eingezogen. Der für den Vergleich mit Krautheim entscheidende, älteste Teil der Kirche umfaßt die beiden östlichen Vorjoche und den Altarraum, die auch räumlich eine Einheit bilden, da sie gegen den Westteil unten durch eine (von drei Türen durchbrochene) Scheidewand und oben durch einen hohen Bogen abgetrennt sind. Die innere Länge der Ostteile beträgt einschließlich des Altarraumes etwa 16,40 m, die Größe des Altarraumes 6 m im Quadrat.

Den Altarraum überdeckt ein Kreuzrippengewölbe auf quadratischem Grundriß, das in den Raumecken auf Kapitellen ruht, die ihrerseits von etwa 2,20 m langen, abgekragten Diensten auf Konsolen getragen werden. Die Gewölbe stützen sich auf unprofilierte Wandschildbögen und besitzen leicht steigende Kapfen.

Der die Vorjoche umfassende Raum ist ebenfalls nahezu quadratisch und wird durch einen breiten Gurtbogen in zwei querrechteckige Joche zerlegt. Der Gurtbogen ruht auf schweren, weit ausladenden Wandkonsolen, die beiderseits auch die Rippen und die Wandschildbögen aufnehmen. Die Diagonalrippen steigen in den Ecken des Raumes ebenfalls von abgetreppten Konsolen auf. Die Kämpferhöhe ist in den beiden Vorjochen und im Altarraum gleich und wird durch das an den Wänden weitergeführte Profil der Deckplatten betont. Die Profilstreifen sind an den Fenstern unterbrochen.

Der Zugang erfolgt an der Südseite der Kirche durch zwei ornamentierte Portale. Eigentümlich schwerfällige Formen zeigt besonders das westliche Spitzbogenportal, bei dem das derbe Sockelprofil nach Hirsauer Art um die Portalöffnung herumgeführt ist. Das Tympanon trägt ein einfaches Kreuz als Schmuck.

Die großen Fenster mit ihren außerordentlich bezeichnenden Einzelformen des Übergangsstils und selbständigen, frühen Maßwerkversuchen sind zwei- oder dreigeteilt und mit eigentümlichem Schmuck versehen. In der Südwand des Altarraumes sind zwei dicht nebeneinanderliegende einteilige Spitzbogenfenster mit darüber schwebendem Rundfenster angebracht. Die Fenster sind durchweg spitzbogig und verzichten auf die in Krautheim üblichen profilierten Rahmen, besitzen aber unterschiedlich gebildete Teilungsposten und durchbrochene Steinplatten als Maßwerkfüllung im Bogenfeld. Diese Gestaltung der Fenster ist erstaunlich abwechslungsreich und für die Epoche sehr charakteristisch.

Hervorzuheben bleibt eine Eigenheit des Fensters im westlichen Vorjoch auf der Südseite. Dieses reicht nicht wie die übrigen Fenster bis auf eine Höhe von

etwa 2,50 m über dem Fußboden hinab, sondern endigt schon kurz unterhalb der Kämpferhöhe. Wahrscheinlich sollte es zur Beleuchtung einer *Empore* dienen, die der Nonnenempore vorgelagert und vermutlich als Sitz für den Stifter gedacht war. Das Fenster ist aus diesem Grunde dreiteilig gebildet, eine Erscheinung, die in Krautheim in ähnlicher Weise beobachtet wurde.

Die dekorativen Einzelformen weichen von der Krautheimer Zierweise stark ab. Das Profil der im Halbkreis geführten Diagonalrippen hat die Form eines abgekanteten, beiderseits gekehlten Stabes, der sich oberhalb der Deckplatte aus rechteckigem Ansatz entwickelt und in den Kehlen mit Rosetten verziert ist. Diese (meist sechsteiligen) Rosetten kehren auch an anderen Profilen und am Portal immer wieder und bilden das hervorstechendste Kennzeichen der Gnadentaler Ornamentik. Die Kapitelle bzw. Konsolen sind demgegenüber verhältnismäßig trocken gezeichnet, sie verwenden meist überfallende und verschlungene Band- und Palmettenmuster und stehen hinter den lebensvollen Krautheimer Kapitelltypen weit zurück.

Der Kirchenbau ist aus gelblichen bis rotbraunen Sandsteinen aufgeführt, die Quadertechnik ist ganz hervorragend und besonders im Steinschnitt von hohem Interesse. Die Mauern sind von unzähligen Steinmetzzeichen bedeckt. Staatsmann hat die Zeichen sorgfältig aufgenommen und für die Baugeschichte der Klosterkirche auszuwerten versucht.⁷⁰

Insgesamt erscheinen die Formen der Kirche ein wenig fremdartig; manche Details vor allem sind sonst in dieser Gegend nicht geläufig. Zwar wurden an den benachbarten Türmen von Kumburg zahlreiche Einzelformen der Dekoration (besonders an den Schallarkaden) im Sinne des Übergangsstiles entwickelt, die merkwürdig „gotische“ Gesamterscheinung des Raumes in Gnadental ist aber durchaus neuartig und muß damals als Fortschritt empfunden worden sein. Die gotischen Baugedanken bleiben freilich in der Schwere der romanischen Grundauffassung gefangen.

Zweifellos haben die Bauvorschriften des Ordens entscheidenden Einfluß auf die Gestalt der Kirche gehabt, und es kann als sicher gelten, daß klösterliche Bauleute und nicht eine staufische Bauhütte des Mittelrheingebietes hier am Werke waren. Daher rühren auch die Verschiedenheiten gegenüber Krautheim. Wesentliche Übereinstimmungen müssen aber anerkannt werden: Die allgemeine Disposition der Nonnenkirchen, auf die bei der Betrachtung Frauentals^{70a} näher eingegangen wurde, ergibt auch hier wieder eine enge Beziehung zwischen der herrschaftlichen Kapelle in Krautheim und der Frauenklosterkirche. Der Schnitt durch die Ostteile der Kirche ähnelt im Aufbau weitgehend dem Krautheimer Kapellenraum. Hier wie dort beruht die Raumkomposition auf dem Ineinanderwirken zweier selbständiger Räume, eines im großen Bogen sich öffnenden Altarraumes und des überhöhten, quadratischen Hauptraumes. Die Abhängigkeit von Krautheim wird noch stärker bestätigt, wenn man annimmt, daß in dem westlichen der beiden Vorjoche in Gnadental ein Emporeneinbau in der Art der Krautheimer Herrschaftsempore geplant war. Darauf weist nicht nur der in Staatsmanns Bauaufnahme an dieser Stelle erkennbare Bogenansatz hin, sondern auch das erwähnte hochgelegene, dreiteilige Fenster. Manche anderen Anklänge mögen hingegen mehr den allgemeinen Stiltendenzen der Zeit zugeschrieben werden.

Kann auf diese Weise ein typologischer Zusammenhang der Gesamtform mit Krautheim festgestellt werden, so ist andererseits die Herkunft der Details schwerer zu bestimmen. Bisher hat man sich mit dem allgemeinen Hinweis auf die nahegelegenen Kumburger Osttürme begnügt. Gradmann hatte auch Be-

ziehungen zum Kloster Schöntal vermutet. P. Schmidt stellte darüber hinaus Zierelemente der „Ellwanger und Faurndauer Schule“ fest und rechnete die Kirche überhaupt dem „Ellwanger Kreis“ zu; die von Rosetten begleiteten Gewölberippen seien vom Weinsberger Chor, die Kämpferform von der Gelnhäuser Schule angeregt.

Zunächst fällt auf, daß Gnadental im Gegensatz zu Krautheim vom Maulbrunner Formkreis weitgehend unabhängig ist. Außer einigen zisterziensischen Eigenheiten, die nicht allein für Maulbronn kennzeichnend sind (z. B. Abkrugung der Dienste), gibt es in der Dekoration kaum Berührungspunkte. Auf der anderen Seite fehlt aber auch eine engere Verbindung zu den mittelhheinischen Bauhütten. Entscheidend bleibt in erster Linie der Einfluß der Bautradition des Ordens, verbunden mit Erinnerungen an oberrheinische Bauten, die man im Ansatz der Gurtbögen auf gestaffelter Konsole, in den polsterähnlichen Konsolkapiteln und in den Entwässerungstrauten am Außenbau erkennen mag. Möglicherweise liegen auch französische Einflüsse vor. Die deutsch-romanischen Erinnerungen treten jedenfalls merklich zurück, ohne daß jedoch das gotische „System“ irgendwie spürbar wäre.

Von den verschiedenen Hinweisen auf die Herkunft der Bauformen ist besonders der auf Weinsberg wichtig, denn nur dort (von weniger bedeutenden Beispielen abgesehen) ist die eigentümliche Dekoration mit Rosetten so beliebt gewesen. Das Verhältnis von Gnadental zu Weinsberg ist leider noch nicht näher untersucht worden.

Als entscheidendes Vorbild für die Kirche in Gnadental muß schließlich der alte Bau der Klosterkirche von Schöntal angesehen werden. Auf der bekannten Abbildung des Klosters vor dem Umbau des 18. Jahrhunderts sind die Ostteile der Klosterkirche mit großer Sicherheit als ein frühgotisches Bauwerk zu erkennen. Im Anschluß an ein niederes, offenbar älteres Langhaus erheben sich die Ostteile als hoher, kreuzförmiger Bau. An den Ecken von Querhaus und Chor steigen ungegliederte Strebepfeiler bis unters Dach auf. In der nördlichen Chorwand liegen zwei große Rundfenster übereinander, in der Wand des Querhauses ein hohes dreiteiliges Maßwerkfenster und ein Portal. Der Charakter des Bauwerkes deutet auf eine Anlage aus dem zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts; die ungegliederten Wände, die schlichten, hohen Strebepfeiler und die Fensterformen fordern zu einem Vergleich mit Gnadental heraus.

Das Kloster Gnadental entstand der Visitation des Abtes von Schöntal und dürfte auch während des Baues von dorthier nachhaltig gefördert worden sein. Daß tatsächlich bauliche Zusammenhänge bestehen, ist auch in dem Umstand erkennbar, daß ein Teil der Maßwerkfenster der um 1250 errichteten Kilianskapelle im Klostervorhof von Schöntal offensichtlich Gnadentaler Mustern folgt. Da überdies der Bauherr Konrad von Krautheim enge Beziehungen zum Kloster Schöntal unterhielt, lassen sich diese Einwirkungen auch historisch sicher belegen.

Als Ergebnis der Betrachtung Gnadentals bleibt festzuhalten, daß der Einfluß der Krautheimer Burgkapelle auf die Raumdisposition der Ostteile der Klosterkirche als sicher gelten darf. Der Aufbau im einzelnen, die konstruktiven Mittel und die Bauornamentik gehen aus der Ordenstradition hervor bzw. hängen mit dem schwäbischen Kreis um Weinsberg und Korbung zusammen. Der spätromanische Stil wird durch die Aufnahme gotischer Elemente geklärt und vereinfacht, das gotische System als Ganzes konnte jedoch noch keine Aufnahme finden, vielmehr gelangte man unabhängig von den großen gotischen Vorbildern im Rahmen der Tradition zu neuen Formen der Baugestaltung.

Die Bauzeit ist nicht überliefert. Nichts steht jedoch der Annahme im Wege, daß mit dem Bau der Klosterkirche bereits kurz nach der Neugründung (um 1245) begonnen wurde. Die Ostteile der Kirche sind einheitlich und in rascher Folge entstanden und spätestens um 1260 vollendet gewesen. Der Bau folgt somit knapp ein Jahrzehnt auf die Burgkapelle in Krautheim. Die ausführenden Kräfte dürften aus einer Ordensbauhütte stammen, der Baumeister kannte Krautheim und unterhielt dorthin rege Beziehungen. Ob er mit dem Krautheimer Meister identisch ist, bleibe dahingestellt.

b) St. Johann zu Mergentheim

In der Kirche St. Johann zu Mergentheim haben sich die gotischen Bauformen endgültig durchgesetzt und treten bereits in voll ausgebildeter Gestalt auf.

Das Bauwerk war ursprünglich eine Ordenskirche und wurde von dem in Mergentheim reich begüterten Johanniterorden errichtet. Die Baugeschichte der ältesten Zeit ist unklar und bis heute nicht zuverlässig bearbeitet. Schönhuth⁷¹ gibt auf Grund alter Überlieferung für den Baubeginn das Jahr 1250 an. Dehio⁷² bezweifelt diese Datierung und meinte, die Angabe könne nur für den Unterbau des Turmes zutreffen, die Kirche sei „kaum vor Ende des 13. Jahrhunderts“ gebaut worden.

Die Kirche ist eine große, wohlräumige Gewölbekirche mit langgestrecktem, in fünf Seiten des Achtecks geschlossenem Chor und hohem Turm im Winkel zwischen Altarhaus und südlichem Seitenschiff. Der Bau hat fünf querrrechteckige Joche im Langhaus, denen beiderseits längsrechteckige Joche in den Seitenschiffen entsprechen. Die Schiffe werden durch starke quadratische Pfeiler getrennt, auf denen hohe Spitzbogenarkaden ruhen. Die Rippengewölbe des Mittelschiffes gehen von kräftigen Diensten aus, die den Pfeilern vorgelegt und in verschiedenen Höhen unvermittelt abgekragt sind. Der Chor hat bei einer Breite von 8,25 m eine innere Länge von etwa 18 m. Er besteht aus zwei Vorjochen und einem Altarraum im 5/8-Schluß. Im Rahmen dieser Betrachtung interessieren vor allem die Ostteile der Kirche, der Turm und der Chor.

Der Turm ist (abgesehen von seinem oberen Abschluß) der älteste Teil der Kirche. Er ist in sieben Geschossen aufgebaut und mit Ecklisenen versehen. Die einzelnen Stockwerke sind jeweils mit einem gekehlten Rundbogenfries abgeschlossen. Im Erdgeschoß öffnet sich nach Osten ein dreiteiliges Spitzbogenfenster in einer großen Blende, die mittlere Öffnung ist nach Krautheimer Art überhöht. Der unterste Raum im Turm ist mit einfachem grätigem Kreuzgewölbe überdeckt.

Der Chor wird außen durch hohe, dreifach gestufte Strebebögen mit satteldachartiger Abdeckung gegliedert. Oberhalb der Strebebögen geht eine lisenenartige Eckverstärkung (ähnlich wie in Frauental und Röttingen) bis zum Gesims weiter. Die Chorfenster sind mit einfach geschrägtem Gewände in die Mauer eingeschnitten und (mit Ausnahme des Mittelfensters) zweiteilig gebildet. Das heute vorhandene Maßwerk der seitlichen Fenster gehört wahrscheinlich nicht zum ursprünglichen Bestand.

Das Mittelfenster zeichnet sich vor den anderen durch einen reich profilierten Rahmen aus, der das Vorbild der Krautheimer Kapellenfenster nicht verleugnet: Im Gewändeschnitt folgt von außen nach innen eine Kerbe, ein schräggestellter Stab vor einer tiefen Kehle und dann ein Rundstab, der mit einem weiteren Einschnitt den Anschluß an das innere Gewände herstellt. Der Rundstab beginnt auf der Fensterbank als Säulchen mit Basis und rechteckigem Sockel, die übrigen Glieder des Profils enden in wurzelförmigem Ablauf wie in Krautheim. Am

inneren Gewände ist dieses Profil in ähnlicher Form wiederholt. Dort sitzt noch ein zweiter innerer Rundstab mit kleiner Konsole auf der abgeschrägten Fensterbank. Ob das reiche und schöne Maßwerk des Fensters aus der ersten Bauzeit stammt, müßte noch genauer untersucht werden. Manche Anzeichen sprechen dafür.

Das Innere des Altarraumes ist licht und streng. Die Gewölbe mit ihren nahezu waagerechten Scheiteln werden von schwach gekehlten Rippen und spitzbogigen Wandschildbögen getragen. Die gekehlten Rippen steigen in den Polygonecken von hohen, schlanken Eckdiensten mit achteckigem Sockel auf; in den beiden Vorjochen ruhen sie auf Wandkonsolen. Der Schlußstein im Polygon ist mit Blattwerk geziert, der des östlichen Chorjoches trägt das Lamm Gottes, der letzte ist einfach ringförmig gebildet. Die Dienste besitzen keine Schafringe.

Für den Vergleich mit Krautheim sind neben dem Chorfenster noch zwei Einzelformen wichtig. Im Obergaden des Langhauses fallen im vierten Joch der Außenwand Doppelfenster auf: Eine große, rundbogige Blende umfaßt jeweils zwei Spitzbogenfenster. Das ist die Form des Doppelfensters am Krautheimer Bergfried, die sonst in der Gegend kaum vorkommt. Im Innenraum ist im ersten Joch des südlichen Seitenschiffes der Gurtbogen zu beachten, dessen Profil zweifellos den Rippen im Krautheimer Schiffgewölbe nachgebildet ist.

Für die Datierung der Kirche ist die sparsam verwendete Bauornamentik im Chor von großem Wert. Die Konsolen und Kapitelle sind mit Blattornamenten, Tierbildern und menschlichen Gestalten geziert. So erscheinen zwei menschliche Tragefiguren in der Krautheimer Art, weiterhin zwei mit den Hälsen ineinander verschlungene Drachen, ein Kapitell mit aufwärts wachsenden, gelochten Weinblättern, eines mit zwei Reihen fünfteiliger Rosetten, ein anderes mit einer großen Maske, weiterhin eine menschliche Maske, die beiderseits von Fabeltieren (Drachen) gebissen wird, und schließlich ein Adlerkapitell mit frontal gestelltem, dickbauchigem Adler. Kapitelle und Deckplatten sind zum Teil achteckig gebildet, die Deckplatten erinnern in ihrem einfachen Aufbau an die der südlichen Kapellenfenster zu Krautheim.

Für den Vergleich mit Krautheim bietet die genaue Bestandsaufnahme der Ornamentik, die bisher fehlte, überraschende Möglichkeiten: Nahezu der gesamte Krautheimer Formenschatz wird hier noch einmal ausgebreitet. Das gilt für die menschlichen Tragefiguren und die verschlungenen Drachen und Adler ebenso wie für die gelochten Weinblätter, die Rosetten und für das „Bedrohungsmotiv“. Man gewinnt den Eindruck, in die entwickelte gotische Architektur habe man den spätromanischen Schatz an Dekorationsformen hinübergerettet.

Die Übereinstimmung der Formen ist verblüffend, die Qualität der Arbeit in Mergentheim jedoch geringer. Die Figuren haben an Volumen und plastischer Wirkung verloren, sie sind feingliedriger, dünner geworden, das Blattwerk erscheint starr und ohne die in Krautheim spürbare Anlehnung an das Naturvorbild. Diese Verschiedenheiten sind nicht ohne weiteres aus einem geringeren Können der beteiligten Künstler zu erklären, sondern haben ihre Ursache in erster Linie im Stilwandel um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Damals brach die auf eine naturalistische Wiedergabe des Menschen, der Tierwesen und des Blattwerkes abzielende Darstellungsweise plötzlich ab, indem an die Stelle der lebensnahen Skulptur eine unkörperliche, abgekehrte, bisweilen auch starre Form des Ausdrucks trat, im ganzen also eine Reduktion, ein Rückzug auf das unbedingt Notwendige, Kargheit und Strenge gegenüber dem bisher auf das Malerische gerichteten Gestaltungswillen. Diese Tendenzen sind hier auch in der Ornamentik

unmittelbar zu verfolgen und fallen mit der endgültigen Anerkennung der knappen gotischen Form in der Architektur zusammen. Wenig später sollte die Bauornamentik überhaupt zurücktreten, nur das buckelige Laubwerk der hohen und späten Gotik, das in stereotyper Wiederkehr an allen Kapitellen gleichmäßig verwendet wird, setzt dann die alte Linie noch eine Weile fort.

Auf diesem Weg ist die Johanniskirche in Mergentheim ein wichtiges Beispiel, nicht nur für das württembergische Franken, sondern für das Main- und Neckargebiet überhaupt. Sie bleibt einerseits dem spätromanischen Formenkreis der Krautheimer Burgkapelle verpflichtet, zum anderen stellt sie erstmals den neuen gotischen Bauorganismus in völliger Reinheit dar.

Der Chor — wie überhaupt die gesamte Kirche — trägt noch zisterziensische Züge, die in mancher Hinsicht an Frauental erinnern, andererseits aber tritt die gotische Baukunst der Bettelorden bestimmend hervor; die Verwandtschaft mit der Dominikanerkirche St. Paul in Eßlingen kann nicht übersehen werden. Diese beiden Wurzeln, die schlichte Gestalt der zisterziensischen Nonnenkirchen und die Bettelordensarchitektur des 13. Jahrhunderts, erklären den Mergentheimer Bau hinreichend.⁷³

Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt die von Schönhuth vertretene Datierung des Baubeginns an Überzeugungskraft. Wenn die Krautheimer Kapelle um 1240 vollendet war, müssen die Ostteile der Kirche St. Johann bald darauf gefolgt sein, und es unterliegt daher keinem Zweifel, daß sie um 1250 begonnen und spätestens in den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts vollendet wurden. Auch das Langhaus dürfte kurz darauf entstanden sein, wenn auch hier einige Unsicherheiten in der Bauausführung die Erklärung der Baugeschichte erschweren.

Für die Forschung bleibt noch die Aufgabe, die Bedeutung des Bauwerkes im Rahmen der Architektur der Johanniter zu untersuchen. Dieser Orden hatte in der Gegend auch in Wölchingen Besitz, und es besteht Anlaß, ihm den Bau der großen romanischen Kirche in Wölchingen zuzuschreiben. Leider liegen hierzu noch keine wesentlichen Arbeiten vor.

c) Der Westbau der Pfarrkirche zu Aub

Als letzter Bau in der Nachfolge Krautheims soll die abseits von den großen Verkehrslinien gelegene Pfarrkirche des fränkischen Städtchens Aub (Kreis Ochsenfurt) betrachtet werden. Ihr Westbau ist ein hervorragendes Denkmal des Übergangsstiles, das weitgehend unbekannt geblieben ist, wegen seiner künstlerischen Qualität jedoch besondere Aufmerksamkeit verdient.

Die Kirche besteht heute aus drei Teilen, dem spätromanisch-frühgotischen Westbau, dem saalartigen Langhaus und dem langgestreckten Chor mit seitlichem Glockenturm. Der Westbau besitzt den größten architektonischen Wert. Er hat in seinem Charakter „etwas von der Art eines Westquerschiffes“, ragt allerdings nicht über die Seitenschiffe der Kirche hinaus und sollte daher besser als „Westbau“ angesprochen werden.⁷⁴

Der Bau ist dreischiffig, zweigeschossig und zwei Joche lang. Im Untergeschoß trennen viereckige Pfeiler mit rechteckigen Vorlagen und eingebundenen Ecksäulen die drei Schiffe. Der Raum ist — wie das Untergeschoß in den Doppelkapellen der Pfalzen — niedrig und schwer, das Obergeschoß dagegen (d. h. der Raum auf der Empore) leichter und höher. Die Kreuzrippengewölbe haben halbkreisförmig gezeichnete Rippen, die von den diagonal gestellten Deckplatten der Ecksäulen aufsteigen. Die Säulen stehen auf flachen, wulstigen Basen über einfachen Sockeln mit abgeschweiften Ecken. Den Mittelpfeilern entsprechen an den Wänden analog gebildete Wandpfeiler als Gewölbeträger.

Im Obergeschoß werden die Schiffe durch schlanke Bündelpfeiler getrennt, in ihrem Aufbau sind je acht Dienste um einen kreisrunden Kern angeordnet; den freistehenden Stützen entsprechen wiederum ähnlich gebildete Wandpfeiler. Der Westbau öffnet sich oben und unten in drei Bögen zum Langhaus und wird auf der Empore durch eine spätgotische Brüstung abgeschlossen. Der Aufstieg erfolgt über eine Wendeltreppe in der Südwestecke des Bauwerkes, die jedoch nicht dem ursprünglichen Bestand angehört.

Außen hat der Bau seitliche Strebepfeiler und ist mit dem Langhaus unter einem hohen Satteldach mit westlichem Giebel vereinigt. Die Westfassade nimmt in ihrem unteren Teil das Hauptportal auf, im Obergeschoß liegt in der Mitte eine große, mit reichem Maßwerk gefüllte Fensterrose, rechts und links sind Spitzbogenfenster eingelassen. Das Mauerwerk ist heute verputzt und daher in seiner ursprünglichen Beschaffenheit nicht mehr zu erkennen.

Bedeutsam ist das Westportal. Es bildet eine rechteckige, von einem Rundstab gerahmte Nische, über der eine große, rundbogige Blendnische eingetieft ist. Die Portalöffnung selbst ist spitzbogig mit dreifach gestuftem Gewände, dessen Rücksprünge beiderseits mit Säulchen auf wulstigen Basen und polygonalen Sockeln ausgesetzt sind. Das äußere Profil der Spitzbogenöffnung ist mit einem Sternchenmuster zwischen zwei Rundstäben verziert und endigt unten wurzelförmig; die Kapitelle (von Viertelkreisgrundriß) sind in ihrer Grundform aus dem Kelchblock entwickelt, ihre Deckplatten in drei Stufen schwach profiliert. Über den Deckplatten setzen sich die Säulen als Rundstäbe weiter fort, und an Stelle eines Tympanons erscheinen im Bogenfeld vier dicht nebeneinanderliegende Spitzbogenfenster. Die Türöffnung wird durch einen beiderseits auf Konsolen ruhenden scheinbaren Sturz begrenzt.

Die Profile im Untergeschoß sind meist in wulstiger, spätromanischer Weise gebildet, während die im Obergeschoß knapper und straffer gehalten erscheinen. Die Rippen setzen rechteckig an und gehen im Untergeschoß in geschweifter Form, im Obergeschoß in gewellter Form in das eigentliche Profil über. Dieses ist unten doppelt gekehlt, während auf der Empore Birnstabrippen in gotischer Form auftreten. Gurt- und Scheidebogen sind analog als Kombination zweier Birnstäbe gebildet. In den Gewölbe- und Bogenscheiteln fallen Schlußsteine mit plastischem Schmuck, mit Blattwerk und Tieren (Adler) auf.

Für den Vergleich mit Krautheim ist vor allem die Bauornamentik wichtig. Hier finden sich nämlich — ähnlich wie in Mergentheim — überraschende Anklänge an die Krautheimer Formen. Insbesondere gilt dies für folgende Einzelheiten:

1. Pflanzliche Motive: Verschieden abgewandelte Palmetten und „geschlitzte Blätter“ an den Kapitellen, besonders des Untergeschosses, die sich aus einer lederartigen, um den Kelch gelegten Hülle herauslösen, dreiblättrige Kleeblätter mit langen Stielen, fünfteilige, in zwei Zonen angebrachte Rosetten an Kapitellen im Erdgeschoß. Weinlaub mit Trauben an einem Schlußstein und frei angeheftetes Laubwerk an Kapitellen im Obergeschoß.
2. Tierbilder: Adler in einem Bogenscheitel und miteinander verschlungene, geflügelte Drachen auf einem Kapitell im Obergeschoß. Frontal gesehene, dickbauchige Adler auf einem Kapitell im Erdgeschoß.
3. Menschliche Darstellungen: Tragefiguren an Kapitellen im Obergeschoß. Eine von Drachen bedrohte menschliche Maske an einem Kapitell im linken Portalgewände.

Weiterhin können verschiedene Details am Westportal und die mit reichem Laubwerk ausgesetzte Kehle im äußeren Gewände des Radfensters neben die Krautheimer Formen gestellt werden.

Am Portal erinnern der waagerechte Türsturz und die merkwürdige, seltene Füllung des Tympanons mit vier Spitzbogenfenstern an das Krautheimer Palasportal. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, so genügte hierzu die Betrachtung des Kapitells im linken Portalgewände, in dessen Aufbau das rechte Kapitell vom Krautheimer Portal fast wörtlich wiederholt ist. Dasselbe kann man von den zahlreichen an den Kapitellen auftretenden Blattwerktypen, von dem Sternchenornament im äußeren Profilsaum des Portales (dieses entspricht dem Muster an den Rippen des Krautheimer Chorgewölbes) und vom Verhältnis der Dekoration und der Strukturglieder zum Ganzen der Architektur sagen.

Ähnlich wie in Mergentheim fällt auch in Aub (vor allem im Untergeschoß) auf, daß bei aller bildhauerischen Qualität eine Reduktion, eine gewisse Dürftigkeit gegenüber dem kraftvollen Krautheimer Vorbild festzustellen ist. Auch hier ist aber nicht das mangelnde Können der Steinmetzen die Ursache, sondern der inzwischen veränderte Stilwille. Der Aufbau der Architektur ist in der Konzeption wie in den Einzelformen mit Sicherheit und großer Eleganz durchgeführt und läßt den Gedanken an eine minderwertige Qualität der ornamentalen Einzelheiten gar nicht aufkommen, die Formbegriffe der Zeit waren aber andere geworden. Die plastischen Gebilde haben an Volumen verloren, das Blattwerk ist bei aller Schönheit im einzelnen vielfach schablonenhaft gebildet, erscheint matt und ohne Energie. Manche Blatt-Typen, z. B. die Weinblätter im zweiten Kapitell des linken Portalgewändes, wirken hart und starr, fast wie gestanzte. Ebenso wirken viele der Tiergebilde, so etwa die Adler, wenn man sie mit den Krautheimer Vorbildern vergleicht. Auch die Architekturglieder sind abgezehrt: Die zweifach gekehlten Deckplatten und Diagonalrippen im Erdgeschoß lassen den Substanzverlust am deutlichsten spüren. Die leichter modellierten Formen des Obergeschosses haben dagegen teilweise Anschluß an frühgotische Vorbilder gefunden.

Im Charakter sind die beiden Räume (unter- und oberhalb der Empore) durchaus nicht einheitlich, und so drängt sich auch in der Ornamentik der Vergleich mit den Doppelkapellen auf: Die Ornamentik des Erdgeschosses ist härter und kantiger, stärker dem romanischen Vorbild verpflichtet, im Obergeschoß dagegen ist ein leichter und freier Geist eingezogen. Die Einzelformen zeigen die formale Ausdruckskraft der frühen Gotik und suchen noch einmal Anschluß an die naturalistische Stufe der Bildhauerkunst, die in der Zeit um 1240 eine so reiche Blüte erlebte. Über diese Möglichkeiten ist die Zeit jedoch schon hinweggeschritten, und diese Tatsache wird auch in den lebensnah gezeichneten Einzelformen des Obergeschosses spürbar.

Die historischen Nachrichten über die Kirche sind außerordentlich dürftig. Eine frühe Kirche wird 1136 erwähnt, die nächste Urkunde datiert erst vom Jahre 1275. Damals vermachte Konrad von Hohenlohe verschiedenen geistlichen Stiften testamentarisch 2000 Pfund Heller, darunter auch 10 Pfund Heller an Aub.⁷⁵ 1280 wird der Probst in Aub erwähnt, 1446 wurde die Probstei aufgelöst.⁷⁶ Bedeutsam ist an diesen Nachrichten, daß die Benediktinerprobstei Aub durch die Herren von Hohenlohe gefördert wurde. Über den Bau selbst und seine Geschichte schweigen jedoch die Quellen.

Eine genaue Datierung des Westbaues ist noch nicht versucht worden. Im Inventar findet sich die Angabe, daß er „wohl nicht vor der Mitte des 13. Jahrhunderts begonnen“ wurde.⁷⁷ Das ist sicher richtig, der Vergleich mit Mergent-



Abb. 21 und 22. Kapitellvergleich. Oben: Krautheim, Kapelle; unten: Aub, Stadtpfarrkirche, Westbau.

heim führt jedoch noch zu genaueren Ergebnissen. Wenn man den Baubeginn von St. Johann mit etwa 1250 ansetzt, läßt sich auch der Baubeginn in Aub spätestens für das erste Jahrzehnt nach der Jahrhundertmitte fixieren. Der Bau muß einige Jahre gedauert haben, wenn man auch zwischen den beiden Geschossen keine Unterbrechung annehmen sollte. Die hohenlohische Stiftung von 1275 kann jedenfalls nur mit dem Bau des anschließenden Langhauses in Zusammenhang gebracht werden.

Ein eingehender Vergleich der Architekturformen mit anderen Bauten würde in diesem Zusammenhang zu weit führen. Der Hinweis auf die Turmobergeschosse von St. Burkhard in Würzburg (die zwischen 1241 und 1249 entstanden sind) und auf die Dominikanerkirche St. Paul in Eßlingen⁷⁸ rühren zweifellos an wichtige Zusammenhänge, reichen aber zur Klärung nicht aus. Auffallend scheint besonders die Verwandtschaft mit der Deutschordenskirche zu Würzburg, die um die Jahrhundertmitte begonnen wurde. Dieser Bau mit großer westlicher Empore und schöner frühgotischer Ornamentik gehört vermutlich in den gleichen Schulzusammenhang. Für die Ornamentik sind außerdem die verwandten Formen am Altar in der Kiliansgruft von Neumünster in Würzburg heranzuziehen.

Verschiedene Probleme, die die Untersuchung des Westbaues in Aub sonst noch aufwirft, können hier nur angedeutet werden. So ist die Frage nach der Herkunft des Bautypus ungeklärt. Einerseits fordert die betonte Ausbildung des „Westwerkes“, zum anderen die Doppelgeschossigkeit nach einer Erklärung. Weiterhin wäre die Frage zu untersuchen, in welchem Zusammenhang die Herren von Hohenlohe mit dem Kirchenbau in Aub stehen.

In der Frage der Zweigeschossigkeit treten ähnliche Probleme wie in Krautheim auf. Läßt sich die Zweigeschossigkeit allein aus dem Bedürfnis nach einem erhöhten Sitz für einen geistlichen oder weltlichen Herren erklären? Hat der Typus der Herrschaftskapelle die Art des Emporeneinbaues in Aub bedingt? Das ließe sich nur in einer eingehenden Untersuchung des Baubestandes aufhellen, ebenso die Frage nach dem zu diesem Westbau gehörigen alten Langhaus. Leider hat ein Brand im letzten Krieg die Kirche schwer heimgesucht und auch einen Teil der wertvollen Bauplastik vernichtet. Manche Anhaltspunkte für eine Rekonstruktion des ursprünglichen Bauplanes mögen verlorengegangen sein.

Stilgeschichtlich betrachtet steht der Westbau in Aub am Ende einer langen Entwicklungsreihe und leitet hinüber in die gotische Baukunst, die für die Zukunft entscheidend bleiben sollte. Freilich fanden auch hier die lebensvollen frühgotischen Formen keine Nachfolge, sondern wurden durch die strengen Formen der Bettelordensarchitektur und der „akademischen“ Gotik verdrängt, und so ist der Westbau in Aub ein alleinstehendes Denkmal der Frühgotik ohne bedeutendere Nachfolgebauten geblieben.

XI. Gesichtspunkte zu einer Entwicklungsgeschichte der Architektur des 13. Jahrhunderts in Main- und Neckarfranken

Die Bauanalyse der Burg Krautheim und die Ergebnisse der Untersuchung über die Herkunft der Bauformen ergaben für Krautheim zwei Bauperioden, die unmittelbar aufeinander folgten, dabei aber sehr deutlich voneinander abgehoben sind. Die Unterschiede erstrecken sich ebenso auf die Grundrißdisposition wie auf den architektonischen Aufbau und die Einzelheiten der Bauformen. In der älteren Bauperiode (etwa 1210—1220) überwiegt der Einfluß der Kaiserpfalz Gelnhausen und ihrer Nachfolgebauten, d. h. die staufische Baukunst des Mittelrheingebietes in der Zeit nach 1200. Die jüngere Bauperiode (etwa 1232—1240), der das Palasportal und der Umbau der Kapelle angehören, wurde durch verschiedene stilistische Einwirkungen bestimmt: durch die Bauhütte von St. Marien in Gelnhausen und die von ihr abhängigen mittelrheinischen Bauten aus der Zeit nach etwa 1220, die Zisterzienser-Architektur in der Nachfolge von Maulbronn und die frühgotische Architektur Nordfrankreichs (Kreis von Laon und Soissons).

In der Ornamentik werden daneben die Formensprache der frühgotischen Lettnerwerkstätten und offenbar auch Vorbilder aus der kaiserlichen Kunst Süditaliens deutlich.

Eine genauere Untersuchung der Architektur in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts im mainfränkischen Raum führt zu dem wichtigen Ergebnis, daß die Eigentümlichkeiten der beiden Krautheimer Bauperioden an sehr vielen Bauwerken dieser Zeit feststellbar sind. Dabei liegt jedoch vor diesen beiden Bauperioden noch eine weitere, in Krautheim nicht vertretene Epoche, die durch oberrheinisch-elsässische Bautypen und Einzelformen ausgezeichnet ist. Ausgangspunkte hierfür waren das Elsaß und seine Nachbargebiete mit ihrer bedeutenden romanischen Baukunst und die davon abhängige Wormser Bauschule.

Da auch die zeitliche Abfolge dieser Bauepochen ziemlich genau festzulegen und an einzelnen datierten Werken nachzuprüfen ist, lassen sich aus einem Vergleich der Bauten sichere Schlüsse auf die Entstehungszeit herleiten. Eine weitere Anwendung der Erkenntnisse von Krautheim ist daher für eine Entwicklungsgeschichte der Baukunst des 13. Jahrhunderts sowohl im Burgenbau als auch in der Sakralarchitektur ergebnisreich und für die künftige Forschung von Wert.

Als Hypothese für die weitere Arbeit kann daher die Abfolge von drei Bauepochen innerhalb der spätromanischen Baukunst aufgestellt werden, die jeweils von den verschiedenen Zentren der „großen Architektur“ ausgingen und in den Bautypen, in der Bildung der Bauformen und in der Ornamentik deutlich ausgeprägt sind:

1. Eine erste Bauepoche, die von der oberrheinisch-elsässischen Architektur bestimmt ist, die Zeit des „schweren Stils“⁷⁹ von etwa 1180 bis 1210.
2. Eine zweite, durch die mittelhheinische Baukunst beeinflusste Bauepoche des „leichten Stils“ in der Zeit von etwa 1200 bis 1230.
3. Schließlich eine dritte Bauepoche, die von der burgundischen Gotik, der Zisterzienser-Architektur, der mainfränkischen Bauhütte von St. Marien in Gelnhausen und auch von nordfranzösisch-gotischen Vorbildern gekennzeichnet wird und die einen „synthetischen Stil“ in der Zeit von etwa 1220 bis 1250 hervorbringt.

Die Werke im fränkischen Gebiet in der Zeit von etwa 1180 bis 1250 lassen sich in ihren Erscheinungsformen verhältnismäßig leicht bestimmen und meist zwanglos in die Abfolge der drei genannten „Stile“ einfügen. Im einzelnen können die Kennzeichen der verschiedenen Epochen etwa folgendermaßen beschrieben werden:

Die Bauten der ersten Epoche zeichnen sich durch eine weitgehende Verwendung der im Oberrheingebiet entwickelten romanischen Bauformen aus. Richtunggebend erscheinen hier die großen Kirchenbauten von Straßburg, Basel und Freiburg sowie Ordenskirchen (Murbach), Stiftskirchen (St. Fides in Schlettstadt) und Pfarrkirchen (Rosheim). Darüber hinaus war die großartige elsässische Burgenarchitektur von bedeutendem Einfluß. Ausbreitungsgebiete dieser Bauweise wurden namentlich die Pfalz und die Gegend von Worms, wo sie vor allem in der „Wormser Bauschule“ aufgegriffen und ausgestaltet wurden. Sie befruchteten von hier aus weithin die Baukunst des späten 12. und frühen 13. Jahrhunderts. Deutlich faßbar sind die Formen z. B. an den ältesten Teilen der Kaiserpfalz Gelnhausen und auch in Speyer, Maulbronn und anderen Kirchenbauten.⁸⁰

Bezeichnend für diesen Stil sind die wuchtigen, ernsten Bauformen, die massigen, meist derb gegliederten Wandflächen in vorzüglichem Quadermauerwerk und die plastischen, voluminösen Einzelglieder. Das Erscheinungsbild der

Bauten zeigt kubische, streng gegliederte Baukörper von großer Plastizität in den Einzelheiten und kantigem, sparsam verteiltem Schmuckwerk; der wehrhafte Charakter beherrscht auch die Sakralbauten. Die ornamentalen Details unterliegen den gleichen Gesetzen: In der älteren Zeit (d. h. bis gegen 1200) findet sich meist das mehr oder weniger stark dekorierte Würfelkapitell, das am Oberrhein sehr lange beliebt war; auch spätere elsässische Kapitelltypen (Vorbilder z. B. in Schlettstadt), vor allem das sogenannte „Straßburger Kapitell“,⁸¹ werden im fränkischen Raum häufig übernommen.

Auch im **Burgenbau** zeigen sich in der ersten Epoche starke Anklänge an oberrheinische Beispiele. Die Grundrißtypen folgten im fränkischen Gebiet noch keinen festen Regeln, doch ist bereits ein Streben nach einfacher Gesetzmäßigkeit zu verfolgen, das allmählich den Grundriß und auch die Gestaltung der Hauptbauten ergreift. Im Mauerwerk werden die wichtigen Buckelquadern bevorzugt, die Einzelformen gehören meist dem oberrheinischen Kunstkreis an. Erwähnenswert ist auch die meist viereckige Grundform der Bergfriede.

Neben den Hauptbeispielen im Elsaß und der Kaiserpfalz Gelnhausen zeigen u. a. die fränkischen Burgen Wildenberg, Salzburg, Prozelten, Seligenstadt (ältere Teile), Wertheim, Rothenfels, Rieneck, Schüpf und besonders eindrucksvoll die Kaiserpfalz Wimpfen mit Palas und Pfalzkapelle diesen Formwillen. Außerhalb des betrachteten Gebietes sei auf die Parallelen dieser Entwicklung in Nürnberg und Eger und auf den Trifels hingewiesen.

Im **Kirchenbau** läßt sich die enge Beziehung zum Oberrhein an zahlreichen Bauwerken nachweisen, die bisher nicht in diesem Zusammenhang gesehen wurden. Sowohl die Grundrißtypen und Konstruktionen als auch die ornamentalen Details lehnen sich zum Teil sehr eng an die Gepflogenheiten der oberrheinischen Bauhütten an, meist verbunden mit bereichernden Elementen aus der örtlichen Tradition.

Man vergleiche zum Beispiel den Grundriß von Wölchingen mit dem von St. Peter und Paul in Rosheim (auch mit Ellwangen), die ausgegrabene Kirche von St. Jakob in Schwäbisch Hall mit der Klosterkirche zu Lobenfeld oder die schweren Rechteckrippen der Gewölbe von Bronnbach, Schwäbisch Hall (Vorhalle von St. Michael), Tullau, Wachbach, Ellwangen u. a. mit Beispielen aus dem Elsaß oder Bauten der Wormser Schule!

In **Aufbau und Detail** ist der Kapitelsaal von Bronnbach unmittelbar neben die Pfälzer Beispiele von Otterberg (Kapitelsaal) oder Rothenkirchen (Refektorium) zu stellen.⁸² Auch im Dorfkirchenbau lassen sich derartige Fälle mühelos finden. So erinnert der massige Westturm von Königshofen (Kreis Tauberbischofsheim) mit seiner zweifachen Lisenenteilung lebhaft an elsässische Türme (Altenstadt, Gugenheim, Zabern). Die Kirche von Wölchingen schließlich, wohl eine Ordenskirche, ist in nahezu allen Einzelformen von oberrheinischen Bauten abhängig. Dort sind auch (am Südportal) überzeugende Beispiele für das „Straßburger Kapitell“ zu finden. Andere oberrheinische Kapitelltypen bieten Bronnbach, die Reste der Burg Schüpf, der Turm von St. Michael in Schwäbisch Hall und manche anderen Bauten.

In der **zweiten** Epoche wurde die Strenge und Schwere der älteren oberrheinischen Formenwelt allmählich verlassen und zugunsten leichterer, zierlicher Formen abgewandelt. Die am Mittelrhein neu geschaffenen Grundlagen (besonders in den Schulen von Worms und Mainz) und namentlich der Palasbau der Kaiserpfalz Gelnhausen aus der Zeit Kaiser Heinrichs VI. erlangten damals das Ansehen vorbildlicher Werke. Nicht mehr der oberrheinische, sondern der mittel-

rheinische Kunstraum wurde nun für die Architektur in Franken maßgebend. Daneben traten erstmals kleinere Zentren mit eigenem Charakter hervor, die in Frankreich entwickelte Bauweisen verarbeitet hatten und in der deutschen Baukunst fruchtbar werden ließen, insbesondere Maulbronn.

Hervorstechend an den Bauten der zweiten Epoche ist eine gewisse Eleganz, eine Feingliedrigkeit und Flächigkeit im Aufbau wie im Detail im Gegensatz zu der schweren, plastischen Formensprache in der ersten Bauepoche. Die derben Rundstäbe, die kantigen Gesimse und wuchtigen Stützen werden in ihrer Wirkung gemildert, stärker differenziert, abgestuft und verfeinert. Schlanke Gliederungen und gerahmte Fenster verringern das Gewicht der Mauermassen, bereichern die Bauwerke und geben ihnen einen verbindlicheren Charakter. Auch der ornamentale Zierat löst sich aus den strengen Gestaltungsweisen der älteren Zeit und ist den feingliedrigen, lebhaften Rankengespinnten und Blatt-Typen der Gelnhäuser Palasarkaden verpflichtet. Häufig verbinden sich auch spezifisch mittelhheinische Kapitellformen (z. B. das Palmettenstengelkapitell) mit diesem Dekor in der mainfränkischen Ornamentik. Haupttyp der Kapitellkunst sollte das Kelchblockkapitell werden.

Im **Burgenbau** bezeugt die Vorbildlichkeit der staufischen Grundrißtypen⁵³ das Streben nach Regelmäßigkeit der Grundform und einheitlicher Ausbildung der Wohn- und Wehrbauten und die Bedeutung verbindlicher Gestaltungsgrundsätze, die sich in Grund- und Aufriß der Bauten nun weitgehend durchsetzen. Die wichtigsten staufischen Grundrißtypen erscheinen (freilich in zahlreichen Abwandlungen) bereits fest ausgeprägt und in vielen Beispielen verwirklicht. Entscheidende Vorbilder waren neben den Bauten der ersten Periode weiterhin Gelnhausen, dann Münzenberg, Büdingen und andere Burgen dieses Kreises. Der in Wildenberg vollendet ausgebildete Typ der „Abschnittsburg“ wurde infolge der landschaftlichen Gegebenheiten in Franken bevorzugt und häufig auch den örtlichen Bedürfnissen angepaßt.

Beispiele für den nach dem Mittelrheingebiet orientierten Burgenbau sind u. a. Wildenberg (Torturm), Babenhausen, Hinterburg, Zwingenberg, Miltenberg, Salzburg (einzelne Bauten), Bodenlauben, Trimberg, Prozelten (Teile des Palas), Seligenstadt (Teile aus der zweiten Bauzeit), Steinsberg, Möckmühl, Brauneck, Krautheim I, Stetten, Tierberg und Lichtenberg.

Im **Kirchenbau** brachte das frühe 13. Jahrhundert die höchste Blüte der Baukunst im fränkischen Gebiet. Neben den mittelhheinischen Zentren Mainz, Worms und Gelnhausen treten die Würzburger und Bamberger Hütten und die Schule von Maulbronn bestimmend auf. Für die französischen Einflüsse in Bamberg, Bronnbach und Maulbronn ist die Mittlerrolle der Zisterzienser ausschlaggebend.

Die bisherigen Bautypen wurden weitergebildet, grundsätzlich Neues erscheint nur vereinzelt. Die Entwicklung erfaßt hauptsächlich die Gewölbekonstruktionen und den strukturalen Aufbau, weniger die Grundrißgestalt. Neuartig sind hier nur die polygonalen Grundrißformen der kleineren Kapellenbauten.

In Würzburg entstanden damals u. a. die Osttürme des Domes und die Hauptbauten von Neumünster, im östlichen Franken der Dom zu Bamberg und die Klosterkirche zu Ebrach. Die beiden Klöster Maulbronn und Bronnbach erhielten ihre wichtigsten Bauteile, die Maulbronner Schule errichtete zahlreiche kleinere Bauwerke, von denen besonders die Deutschhauskirche in Heilbronn und das wesentlich selbständigere Weinsberg zu nennen sind. Zahllose größere und klei-

nere Kirchenbauten wurden damals begonnen oder erweitert, die meisten Kirchen erhielten ihr für Jahrhunderte bestimmendes Gesicht. Besonders interessant sind die zahlreichen Kapellenbauten, darunter die Achteckanlagen von Oberwittighausen, Grünsfeldhausen und Standort, die Sechseckkapelle auf der Kumburg und die Kapellen von Burgerroth und Neudenu (St. Gangolf). Im Hohenloher Land war die Bautätigkeit besonders lebhaft.

Die Zentren der Baukunst in der dritten Epoche sind die mainfränkische Bauhütte von St. Marien zu Gelnhausen mit den dort verarbeiteten Elementen der burgundischen Gotik und die Zisterzienserbauhütte von Maulbronn; daneben führt der zunehmende Austausch mit Frankreich zur planmäßigen Aufnahme französisch-gotischer Bau- und Konstruktionsweisen. Am Mittelrhein ist überdies der Westchor des Mainzer Domes im Bau, in der Bildhauerkunst führen die Lettnerwerkstätten.

Die Wesensmerkmale der Bauten dieser letzten staufischen Epoche äußern sich in ganz typischen, unverwechselbaren Zügen. Viele Eigenheiten des „leichten Stils“ werden beibehalten, neue eigenwillige und selbständige Elemente treten hinzu. Ein freierer Geist wird lebendig, strenge Regeln sind nicht mehr erkennbar. In Grund- und Aufriß der Bauten setzt sich eine Auflockerung durch, die gotischen Wölbweisen, mit denen man nun allorts experimentiert, gestatten freiere Konzeptionen. Eine Durchgliederung der Wand, ein Ablösen der Bauglieder vom Grund oder aus dem ursprünglichen Zusammenhang der Profile, verbunden mit einer Differenzierung aller Konstruktionsteile, erfassen das Bauwerk. Gelegentlich führen diese Vorgänge zu einer malerischen Bereicherung der Architektur (wie in der Maulbronner Schule), auf der anderen Seite aber auch zu einer elastischen Struktur im Sinne des gotischen Gliedersystems (Marienkirche in Gelnhausen).

Die Profile sind nun tief gekerbt, unterschritten oder ausgehöhlt, die Ornamentik wird durch Hinzunahme der Knospen- und Laubkapitelle und neuer pflanzlicher wie animalischer Motive weiterentwickelt.⁸⁴ Bezeichnend ist stets die Aufnahme verschiedenartiger Elemente und ihre Einschmelzung zu einem neuen, eigenständigen Organismus. Man kann daher von einem „synthetischen Stil“ sprechen.

Im Burgenbau verlieren die in der vorangegangenen Epoche so entscheidenden Grundrißtypen an Bedeutung. Eine allmähliche Lösung aus dem Banne der staufischen Tradition ist zu beobachten. Frei von strengem Schema — freilich unter Auswertung aller bisherigen Erfahrungen — werden die Neubauten geplant. Meist sind es allerdings Um- oder Erweiterungsbauten, die an vorhandenen Burgen vorgenommen werden. Viele Palasse werden aufgestockt oder ausgebaut, da Ausdehnungsmöglichkeiten innerhalb der Burgmauern sonst nicht gegeben waren. Späte Neuanlagen (z. B. Leofels und Lichteneck) zeigen einfache Grundformen von auffallender Regelmäßigkeit, andere, z. B. Neipperg, ganz eigenwillige Pläne. Eine Reduktion wird hier spürbar, die nach anfänglichen, sehr prunkvollen Neuschöpfungen gegen 1200 als eine gewisse Erstarrung auffällt.

Auch im Burgenbau ist die erwähnte Synthese vieler Einzelelemente zu vermerken, zumal nun auch die klösterlichen Hüttenverbände neben der Palastbauhütte und den weltlichen Werkstätten Steinmetzen für den Burgenbau stellten. Beispiele für größere Neubauten sind nicht sehr zahlreich, es können hier Neipperg, Limpurg, Lichteneck und Leofels genannt werden. Für Um- und Ausbauten sei auf Krauthem II, Wildenberg (Saal), Wertheim (Palas), Mergentheim (Palas

und Kapelle), Prozelten (Saal) und Salzburg („Münze“) sowie auf die Reste der Kaiserpfalz in Rothenburg ob der Tauber (Fenster der Blasiuskapelle) hingewiesen. Auf weiter entfernt gelegenen Burgen sind ähnliche Vorgänge z. B. in Münzenberg (Falkensteiner Bau), Ulrichsburg (zweiter Palassaal) oder Trifels (großer Saal) nennenswert.

Das Nebeneinander verschiedener Bautypen im Kirchenbau bringt für die letzte staufische Bauepoche eine große Vielfalt der Erscheinungsformen mit sich. Grundlegend bleibt die kreuzförmige, nun meist gewölbte Basilika, daneben entwickeln sich als besondere Typen die Frauenklosterkirchen, die Bettelordenskirchen und verschiedene Kapellenformen. Im Grundrißbild werden die Polygonalhöfe häufig, die gotischen Gewölbekonstruktionen erlauben eine elastische Gestaltung der Grundrisse, z. B. durch die Rippenwölbung auch über rechteckigen oder vieleckigen Räumen. Die Gewölbe werden dann sechs- oder achteilig gebildet. Nur in wenigen Fällen erfaßt freilich die gotische Konstruktionsweise (im Sinne der Kathedralgotik) auch das Wandsystem; im allgemeinen werden über die Gliederungsversuche des Maulbronner Stils hinaus keine wesentlichen Fortschritte mehr erzielt. Die Vielfalt der regionalen und stilistischen Einflüsse und der zunehmende Import französischer Bauelemente ergibt ein malerisches Gesamtbild von großem Reiz im Sinne der Spätromanik, aber auch die ersten Anzeichen einer Reduktion zu einem strengen gotischen Ideal im Geiste der Bettelordensarchitektur.

In diese Epoche fallen u. a. die späten Bauarbeiten am Neumünster in Würzburg (vor allem der Turm), ebenso wesentliche Teile der Stiftskirche in Aschaffenburg und der Stadtkirche von Schweinfurt, weiterhin die Turmaufbauten von St. Burkhard in Würzburg und viele kleinere Kirchenbauten. Auch die Klöster Bronnbach (Kreuzgang) und Schöntal (Osteile der alten Kirche) haben bedeutende Neubauten ausgeführt; in Aschaffenburg entstand damals der schöne Kreuzgang der Stiftskirche.

Zahlreiche Neuanlagen rief die lebhaftige Stiftertätigkeit der Adelsgeschlechter im Bereich der Zisterzienser-Nonnenklöster hervor. Die für Württembergisch Franken bemerkenswertesten Bauten sind Frauental und Gnadental mit ihren wohl erhaltenen Kirchen, viele andere erhielten ihre Hauptbauten erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Am Ende der dritten Epoche werden schließlich die Formen des „Übergangsstils“ völlig durch gotische Bau- und Zierweisen abgelöst. Die Zeit um und nach 1250 ist durch das Aufkommen rein gotischer Formen besonders ausgezeichnet, da neben den Nachwirkungen der malerischen und reichen Spätromanik nun strenge, regelhafte gotische Bauten entstehen.

Zwei unterschiedliche Richtungen heben sich dabei voneinander ab: die lebensvolle, frühgotische Architektur aus dem Bereich der Kathedralgotik und die asketische, zisterziensische Ideale bewahrende Bettelordensgotik. Diese Richtungen laufen zunächst unvermittelt nebeneinander her, begegnen sich aber im 14. Jahrhundert auf einer gemeinsamen, zur Spätgotik hinführenden Linie.

Für die von der Kathedralgotik abgeleitete Entwicklung zeugen u. a. die Stiftskirche von Wimpfen im Tal, die Deutschordenskirche zu Würzburg und auch der Westbau zu Aub, für die „strenge“ Richtung neben dem Schulbau St. Paul in Eßlingen die Kirche St. Johann in Mergentheim, die Franziskanerkirche in Würzburg und die Nonnenkirchen des Zisterzienserordens aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Ist schon die Zahl der Bauvorhaben weit geringer als in den Jahrzehnten vor der Jahrhundertmitte, so läßt nun auch der Erfindungsreichtum der Gestaltung im Ganzen wie in den Einzelheiten bedeutend nach. Das große Jahrhundert der staufischen Baukunst war zu Ende gegangen.

Anmerkungen

Die vorstehende Untersuchung ist ein Auszug aus der gleichnamigen Dissertation des Verfassers, die im Jahre 1956 an der Technischen Hochschule Karlsruhe abgeschlossen wurde. Die Bauaufnahme der Burg Krautheim, das Plan- und Bildmaterial sowie die Anmerkungen konnten nur zum Teil wiedergegeben werden. Der vollständige Text- und Bildband befindet sich in der Bibliothek der Technischen Hochschule Karlsruhe und im Archiv des Historischen Vereins für Württembergisch-Franken in Schwäbisch Hall.

Die Pläne und Photographien stammen vom Verfasser. Abb. 15, 18 und 19 Schloßbibliothek zu Krautheim. Abb. 16 und 17 Aufn. M. Schenk, Karlsruhe.

Das vollständige Inhaltsverzeichnis der Dissertation lautet:

Vorwort

- I. Material über Burg Krautheim
 1. Literatur
 2. Alte Abbildungen und Pläne von Krautheim
 3. Bauaufnahmen der Burg
- II. Allgemeine Voraussetzungen
 1. Geographische Lage
 2. Einfluß der Landschaftsformen auf den Burgenbau
- III. Geschichte der Burg Krautheim
 1. Die älteste Geschichte
 2. Die Edelherrn von Krautheim
 3. Krautheim unter den Grafen von Eberstein
 4. Geschichte in der Neuzeit (Mainz und Baden)
- IV. Grundsätzliches über die Errichtung von Burgen
 1. Gründe für den Burgenbau
 2. Einordnung der Burg Krautheim in den staufischen Burgenbau
- V. Baubeschreibung der Burg
 1. Die Gesamtanlage
 2. Die Schildmauer
 3. Der Bergfried
 4. Der Palas mit dem Palasportal
 5. Die Burgkapelle
 6. Das Schloßgebäude
 7. Die Außenwerke
- VI. Die Baugeschichte der Burg
 1. Die staufische Zeit
 2. Die Baugeschichte nach 1300
 3. Die Restauration von 1888/89 und Baugeschichte seit 1887
- VII. Die Herkunft der Bauformen
 1. Die Grundrißgestalt
 2. Der Bergfried
 3. Der Palas und das Palasportal
 4. Die Burgkapelle
 - a) Die Burgkapellen der romanischen Zeit
 - b) Die Zisterzienser-Frauenkirchen
 - c) Einzelformen
- VIII. Die Bauornamentik
 1. Die Ornamentik des Palasportals
 2. Die Ornamentik der Burgkapelle
 - a) Beschreibung
 - b) Herkunft der Formen
 - c) Stilistische Einordnung

IX. Ergebnisse

1. Datierung
2. Die Rekonstruktion der staufischen Burganlage
3. Die Stellung der Burg Krautheim in der Architektur des 13. Jahrhunderts

X. Die Bauten in der Nachfolge Krautheims

1. Der Burgenbau
 - a) Der Palas zu Wertheim am Main
 - b) Leofels an der Jagst
 - c) Lichteneck am Kocher
2. Der Kirchenbau
 - a) Die Klosterkirche zu Gnadental
 - b) St. Johann zu Mergentheim
 - c) Der Westbau der Pfarrkirche zu Aub

XI. Gesichtspunkte zu einer Entwicklungsgeschichte der Architektur des 13. Jahrhunderts in Main- und Neckar-Franken

- Anmerkungen
Literaturverzeichnis
Abbildungen

¹ Schumm, Karl: Hohenlohe, Burgen und Schlösser, Historischer Verein Heilbronn, 20, 1951, 204 ff.

² Gradmann, Robert: Siedlungsgeographie des Königreichs Württemberg, Stuttgart 1914, 1, 118.

³ Weingartner, Josef: Tiroler Burgenkunde, Innsbruck/Wien 1950, 85.

⁴ Weingartner, a. a. O. 49, vgl. auch ebenda 9.

⁵ Vgl. Weller, Karl: Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert n. Chr., Stuttgart 1938, 278 ff. — Weingartner a. a. O. 63, stellt für Tirol fest, daß in der großen Zeit des Burgenbaues das unterhalb der Burgen liegende Gelände längst besiedelt war. „Der Zug geht hier nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben.“

⁶ Die großen alten Straßen führten meist über die Höhen, nicht durch die Täler. Vgl. die Karte bei Gradmann, R.: Süddeutschland, 1931, 1, Tafel 8.

⁷ Hotz, Walter: Staufische Reichsburg am Mittelrhein, Berlin 1937, 24 f. und Karte S. 35.

⁸ Schlag, Gottfried: Kaiserpfalzen und Reichsburg, Forschungen und Fortschritte, 16, 1940, 208. Hotz, a. a. O., Karte S. 35, unterscheidet „Reichsburg 1. und 2. Ordnung“, ohne diese Begriffe jedoch näher zu erläutern.

⁹ Schumm, a. a. O., 200 ff., und Schumm, Karl: Leofels, eine Stauferburg im Frankenland, Schwäbische Heimat, 2, 1951, 48 ff.

¹⁰ Schrader, E.: Das Befestigungsrecht in Deutschland von den Anfängen bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts, Göttingen 1909, 42 ff.

¹¹ Klingelhöfer, Erich: Ursprünge und Wirkungen der Reichsgesetze Kaiser Friedrichs II. von 1220, 1231/32 und 1235. Dissertation Marburg 1948, 228.

¹² Das Vorhandensein eines Burgverlieses im Bergfried ist schon in der Urkunde von 1342 ausdrücklich bezeugt. Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Band IV, 2, Amtsbezirk Tauberbischofsheim, bearbeitet von Adolf von Oechelhäuser, Freiburg i. Br. 1898, 70.

¹³ Vgl. Kapitel Baugeschichte.

¹⁴ Vgl. Schönhuth, Ottmar F. H.: Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz, Lahr 1861/62, 2, 168 f.

¹⁵ Dieser Ausdruck wird hier erstmals eingeführt.

¹⁶ Der Grundriß der Kapelle läßt in der Achse des Altarraumes gegenüber der des Hauptraumes einen deutlichen Knick erkennen; dabei ist die Achse des Altarraumes stärker der Ostrichtung angenähert.

¹⁷ Die ehemalige Gestaltung der Fenstergewände ist nicht mehr zu erkennen. Die Fenster waren einteilig und besaßen kein Maßwerk, wahrscheinlich aber einen inneren Profilrahmen mit Säulchen. Eine Skizze des Befundes vor der Restauration gibt der Bericht Nr. 1839, Generallandesarchiv Karlsruhe, Akten der Baudirektion, 422/I 132, Fasc. 19.

¹⁸ Vgl. Schönhuth, Ottmar F. H.: Crautheim sammt Umgebungen, Mergentheim 1846, Anm. 4. Schönhuth sagt von diesem Altar: „Das gegenwärtige Altarbild stellt eine Madonna dar und ist auf Leinwand gemalt. Zur Zeit, als der Altar aus der jämmerlich verwüsteten Burgcapelle herüberkam, soll ein auf Holz gemaltes Muttergottesbild sein Schmuck gewesen seyn.“ Möglicherweise kann man hieraus schließen, daß die Kapelle der Muttergottes geweiht war.

¹⁹ Vgl. den Bericht Staatsmanns in den Akten des GLA Karlsruhe, Baudirektion 422/I, 132 Fasc. 19 vom 17. September 1888.

²⁰ Beispiele bei Hamann, Richard: Die Frührenaissance der Italienischen Malerei, Jena 1909, Abb. 63, und Fischer, Otto: Geschichte der Deutschen Malerei, München 1943, 195. Zum Vergleich sei auch auf die zahlreichen Konsolen an den Fassaden italienischer Profanbauten hingewiesen, z. B. am Palazzo Pubblico in Siena.

²¹ Der Giebel stammt von einem alten, zum Abbruch bestimmten Gebäude aus dem Hohenloher Land und wurde erst nach 1887 aufgesetzt. Vorher waren einfache Giebel-schrägen vorhanden. Vgl. Schmidt, Hugo: Geschichte Krautheims, unveröffentlichtes Manuskript, I, 11.

²² Der untere gewölbte Raum ist etwa 2,30 m breit, die nördliche und südliche Außenwand haben nur eine Stärke von 0,40 m.

²³ Der ehemalige Zustand der Mauer ist infolge der Errichtung des sogenannten Neubaus heute nicht mehr zu erkennen, jedoch durch einen Plan von Mossbrugger von 1845 (GLA Karlsruhe, Baupläne) überliefert.

²⁴ Ebenso wie am Bergfried wurden die Tuffquadern hier nicht direkt auf den gewachsenen Felsen aufgesetzt, sondern erhielten einen Sockel aus Muschelkalk.

²⁵ Der Plan von J. Näher trägt an dieser Stelle die Bezeichnung „Brunnen“. Tatsächlich endete hier die alte Wasserleitung der Stadt Krautheim in einer Brunnenstube.

²⁶ Auszüge aus diesen beiden Verträgen im Badischen Inventar, a. a. O., 69 f. Photokopien in der Schloßkapelle. Herkunftsnachweis dieser und der folgenden Urkunden nach Schmidt, Hugo: Geschichte Krautheims.

²⁷ Schönhuth, Crautheim sammt Umgebungen, 57 f., und ders. Die Burgen . . . Badens und der Pfalz, 171 f.

²⁸ Badisches Inventar, a. a. O., 68.

²⁹ Hotz, a. a. O., 30 f.

³⁰ Hotz, Walter: König und Verschwörer, Männer und Mächte um Heinrich VII. von Hohenstaufen, Bremen-Berlin 1940, 230 f.

³¹ Vgl. die ausdrückliche Erwähnung dieses Befundes im Bericht über die Schloßkapelle vom 9. März 1888 der Großherzoglichen Bezirksbauinspektion Wertheim, worin gesagt wird, daß die „Rückwand der Nische (Umfassungsmauer) teilweise später eingesetzt“ ist. GLA Karlsruhe, Akten der Baudirektion, 422/I, 132 Fasc. 19.

³² Die 1953 im Zuge der südlichen Zwingermauer freigelegte Mauerecke aus großen Tuffsteinquadern ist vermutlich der Rest eines dem Tor vorgelagerten Verteidigungswerkes. Eine ähnliche Anlage ist auf Lichtenberg im Bottwartal erhalten.

³³ Vgl. Kapitel VII der Dissertation (unveröffentlichtes Manuskript), Die Herkunft der Bauformen.

³⁴ Nach den liturgischen Vorschriften durfte der Altarraum ursprünglich nicht durch profane Räume überbaut werden, vgl. Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, 3, 538. Hier hat man sich über diese Vorschrift hinweggesetzt, indem man den (weltlichen) Bedürfnissen des Palasbaues den Vorrang gab.

³⁵ Badisches Inventar, a. a. O., 70. Da in dieser Urkunde für den Fall des Durchbruches eines Tores im „oberen“ Teil der Burg verschiedene Vorkehrungen rechtlicher Art angedeutet werden, ist es sicher, daß das Torhaus damals nicht im oberen Teil der Burg, d. h. an der Nordseite der Umfassungsmauer, lag. Es muß vielmehr an der Süd- bzw. Westseite gesucht werden.

³⁶ Heckmann, Oskar: Romanische Achteckanlagen im Gebiet der mittleren Tauber, Freiburger Diözesanarchiv 68, N. F. 41, 1941, 156.

^{36a} Vgl. Leistikow, Oskar: Aus der Frühzeit Krautheims, Mein Boxberg, 9, 1954, 8 ff.

³⁷ Vgl. auch den Bericht vom 18. August 1887 des Rittmeisters a. D. Hugo Schmidt an Professor Dr. Durm in Karlsruhe, GLA Karlsruhe, Akten der Baudirektion, 422/I, 132, Fasc. 19., der die Krautheimer Pfarrchronik, 1862, S. 18 ff., zum Teil wörtlich zitiert.

³⁸ Bericht von 1842 im GLA Karlsruhe, 391/20 728.

³⁹ Bericht des Oberbaurats Fischer vom 30. Juli 1846, GLA Karlsruhe, Akten der Baudirektion, a. a. O., siehe auch Krautheimer Pfarrchronik a. a. O.

⁴⁰ Schon 1880 hatte man das Schloß einer öffentlichen Versteigerung ausgesetzt, der Turm soll sogar zum Abbruch ausgeschrieben worden sein. Jedoch scheint damals die öffentliche Stimmung eine Änderung dieser Pläne herbeigeführt zu haben. Vgl. den Bericht des Großherzoglichen Konservators in Karlsruhe vom 8. Juni 1887 an das Großherzogliche Ministerium des Kultus und Unterrichts, GLA Karlsruhe, Bausache Krautheim, a. a. O.

⁴¹ Zu dieser Auffassung neigt K. Schumm gemäß einer freundlichen brieflichen Mitteilung.

⁴² Dehio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Band IVa, Südwestdeutschland, Berlin 1926, 178.

⁴³ Heckmann, a. a. O., 60 und 115 f. Diese Beobachtungen gelten freilich nur für das Muschelkalkgebiet des Jagsttales, für das Taubertal, für einen großen Teil des Baulandes und für das obere Gäu. In den Buntsandsteingebieten des Odenwaldes und in den Keuperbergen liegen die Verhältnisse anders.

⁴⁴ In den Jahren nach der Jahrhundertmitte wird neben dem Sandstein in zunehmendem Maße wieder der Kalkstein gebraucht, ebenfalls verbunden mit einer Entwicklungsstufe der Bauformen: Damals traten die reichen, spätromanischen Profile gegenüber den kantigen und knapp geschnittenen Steinhauerarbeiten der Bettelordensgotik zurück.

⁴⁵ Badisches Inventar, a. a. O., 78, Abb. 11.

⁴⁶ GLA Karlsruhe, Akten der Baudirektion 422/I, 132, Fasc. 19.

⁴⁷ Staatsmann, Karl: Das Aufnehmen von Architekturen, Leipzig 1910, 2, 119.

⁴⁸ Vgl. Staatsmann, a. a. O., 119.

⁴⁹ Leidich: Die Abtskapelle und der Kapitelsaal des ehemaligen Cistercienserklosters Pforta, Zeitschrift für Bauwesen, 43, 1893, 238.

⁵⁰ Reuter, Barbara: Die Baugeschichte des Zisterzienserklosters Bronnbach an der Tauber, Dissertation Würzburg 1952, 18. Vgl. auch Reuter, B.: Baugeschichte der Abtei Bronnbach, Mainfränkische Hefte, 30, 1958, 29.

⁵¹ Groß, Werner: Die Hochgotik im deutschen Kirchenbau, Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft, 7, 1933, 290 ff.

⁵² Zum Beispiel die Kunst Karls des Großen (Aachener Bauschule), Ottos I. (Ottonische Bauschule des Harzgebietes) oder Konrads II. (Bauschule von Limburg und Speyer).

⁵³ Schmidt, Paul: Maulbronn, Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 47, Straßburg 1903, und Dörrenberg, Irmgard: Das Zisterzienserkloster Maulbronn, Würzburg 1938.

⁵⁴ Graf zu Solms-Laubach, Ernst Otto: Die Wormser Bauschule in Hessen und ihre Grundlagen in Deutschland und Oberitalien, Dissertation Marburg 1923. Vgl. auch Hausen, Edmund: Otterberg und die kirchliche Baukunst der Hohenstaufenzeit in der Pfalz, Kaiserslautern 1936.

⁵⁵ Hotz, Walter: Burg Wildenberg, Dissertation Gießen 1935 (Auszug), 26.

⁵⁶ Vgl. Dehio, Georg: Zwei romanische Zentralbauten, Zeitschrift für Geschichte der Architektur, 1, 1907/08, 250 ff., und ders.: Die Kunst Unteritaliens in der Zeit Kaiser Friedrichs II., Anhang: Burg Egisheim, Kunsthistorische Aufsätze, München-Berlin 1914.

⁵⁷ Sedlmayr, Hans: Die Entstehung der Kathedrale, Zürich 1950, 445.

⁵⁸ Hotz, W.: Staufische Reichsburgern . . . , 31.

⁵⁹ Wibel, Ferdinand: Die alte Burg Wertheim und die ehemaligen Befestigungen der Stadt, Freiburg i. Br. — Leipzig 1895, 215 ff. Piper, Otto: Die Burgruine Wertheim am Main und Dr. Wibels Buch über dieselbe, Würzburg 1896.

⁶⁰ Badisches Inventar, a. a. O., 218, Abb. 92.

⁶¹ Staatsmann, Karl: Die alte Burg zu Wertheim a. M. im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, Süddeutsche Bauzeitung, 8, 1898, Nr. 4—7, 31 f. bzw. 50 f. Hotz: Staufische Reichsburgern . . . , 31, gibt an, daß der „Krautheimer Meister“ auch auf der Burg Wertheim gearbeitet habe, begründet diese Ansicht jedoch nicht.

⁶² Staatsmann, K., a. a. O., 50. Dehio-Gall: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, 4, Rheinfranken, Berlin 1943, 473, nennt als Entstehungszeit 1200—1210.

⁶³ Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Jagstkreis, Stuttgart 1907, 317.

⁶⁴ Ebbardt, Bodo: Die Burgen Italiens, Berlin 1907/27, 162, Abb. 634 und 636, und Verzeichnis, 19.

⁶⁵ Württembergisches Urkundenbuch, 4, Nr. 1210.

⁶⁶ Gottschalk, Friedrich: Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands, Halle (Saale) 1815/35, 4, 414.

⁶⁷ Die ehemaligen Palasfenster von Lichteneck waren vermutlich nicht aufwendiger gestaltet als die in Leofels. Vgl. auch die einfachen gotischen Maßwerkfenster der elsässischen Burgen Ortenberg, Spesburg und Hohandlau, die ebenfalls der Mitte des 13. Jahrhunderts angehören.

⁶⁸ Württembergisches Urkundenbuch, 7, Nr. 2227.

⁶⁹ Staatsmann, Karl: Ein Werk der Frühgothik in Süddeutschland, Süddeutsche Bauzeitung, 7, 1897, Nr. 26—29, 217 f.

⁷⁰ Staatsmann, Karl: Über den Werth der Steinmetzzeichen, Süddeutsche Bauzeitung, 7, 1897, Nr. 45, 46, 48—52.

^{70a} Siehe Kapitel VII, 4 b der Dissertation (unveröffentlichtes Manuskript), Die Zisterzienser-Frauenkirchen.

⁷¹ Schönhuth, Ottmar F. H.: Chronik der vormaligen Deutschordensstadt Mergentheim, Mergentheim 1857, 97 f.

⁷² Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, 3, Süddeutschland, Berlin 1925, 30 f.

⁷³ Groß, a. a. O., 314, rechnet die Kirche von Mergentheim unter den „Eßlinger Typus“, zusammen mit Ladenburg, Markgröningen, Landau, Bernkastel, Neustadt an der Haardt u. a.

⁷⁴ Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern, 3. Bd., Unterfranken und Aschaffenburg, Heft 1, Bezirksamt Ochsenfurt, München 1911, 19 f.

⁷⁵ Hohenloher Urkundenbuch, 1, Nr. 595.

⁷⁶ Bayrisches Inventar, Bezirksamt Ochsenfurt, 13.

⁷⁷ Bayrisches Inventar, a. a. O., 19 f.

⁷⁸ Bayrisches Inventar, a. a. O., 19 f.

⁷⁹ Diese Begriffe sollen nur zur Charakterisierung der Formensprache in den betreffenden Zeitabschnitten dienen. Sie sind hier erstmalig verwendet.

⁸⁰ Vgl. auch die Karte über die Verbreitung der oberrheinisch-elsässischen Bauformen bei Hausen, a. a. O., 93.

⁸¹ Kautzsch, Rudolf: Der romanische Kirchenbau im Elsaß, Freiburg i. Br. 1947, 247, 296.

⁸² Vgl. auch die Andreaskapelle des Straßburger Münsters, Hausen, a. a. O., Abb. 111.

⁸³ Hotz, W.: Staufische Reichsburgen . . . , 7 f.

⁸⁴ Vgl. Kapitel VIII der Dissertation (unveröffentlichtes Manuskript), Die Bauornamentik.